

Verkaufspreis 60 Rp.

# Spanien



NOT und HILFE



# Spaniens Volk baut seine Zukunft

Die Vorgängerin dieser illustrierten Zeitung, welche im März dieses Jahres von den sozialistischen Frauen der Schweiz herausgegeben worden war, zeigt in sachlicher, wahrheitsgetreuer und deswegen höchst eindrucksvoller Weise das vom Krieg heimgesuchte republikanische Spanien. Bilder des Grauens, Bilder der Verwüstung, Bilder unendlichen menschlichen Jammers. Dieser Krieg gegen Frauen und Kinder, das Hinmorden der Zivilbevölkerung, das Rasen gegen offene Städte und Dörfer, fand in dieser Frauenzeitung einen erschütternden Ausdruck. Und doch gab es damals, als jene Zeitung zusammengestellt wurde, noch kein Durango, noch kein Guernica, noch kein Almeria. Wir haben seither mit Schauern erleben müssen, daß das scheinbar unüberbietbare Grauen doch wieder von menschlicher Unmenschlichkeit überboten wurde, daß zwar die Welt in einem entsetzten Aufschrei einen Augenblick lang ihrer Entrüstung Ausdruck verlieh — — um dann wieder zu ihren Geschäften zurückzukehren.

Wie erträgt ein Volk ein solches Geschehen? Ueberläßt es sich stumpfer Resignation? Verfällt es in Verweilung? Läßt es sich hinreißen zu sinnlosen Aktionen der Wut? Wie erträgt es den Hunger und die ständige Bedrohung durch die Bomben? Wie den qualvollen Granatentod seiner Kinder, das Entsetzen der über ihm zusammenbrechenden Heimstätten? Was ist es bereit einzusetzen für den Gewinn der Freiheit und den Aufstieg aus dumpfer, erzwungener Unwissenheit? Denn das ist wohl das Entscheidende: was ein Volk einzusetzen bereit ist für die Freiheit.

Darüber geben die folgenden Blätter Auskunft. Sie sind ein

**Tatsachenbericht einiger Schweizer, welche im Mai dieses Jahres Spanien bereisten.**

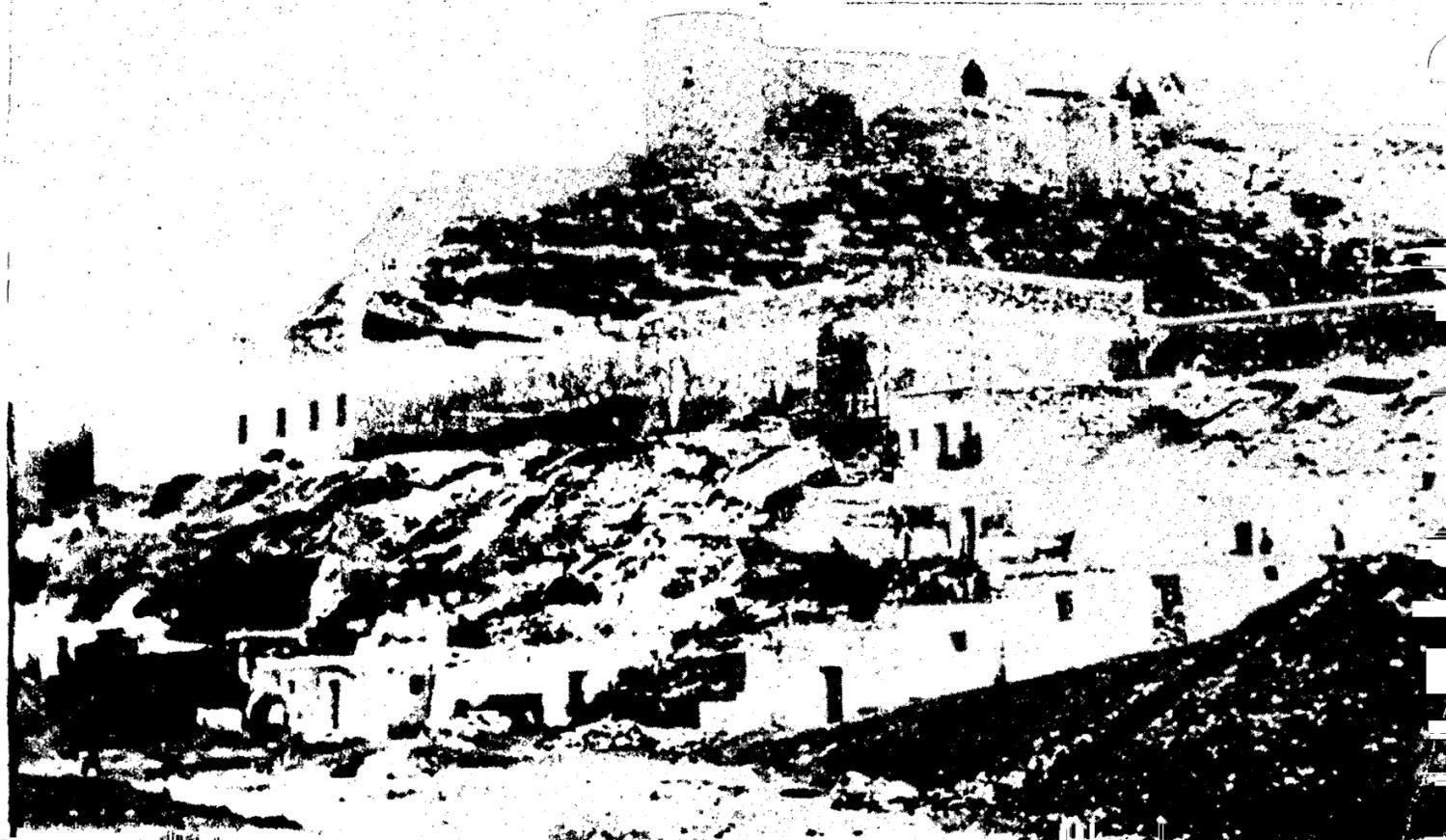


Almeria

Durango



Bilder unendlichen  
menschlichen  
Jammers



C 92-892

# MADRID

Die Abendsonne versinkt hinter der purpurblauen Kette der Sierra Guadarrama, als wir uns nach fast zwölfstündiger Autofahrt Madrid nähern. Noch einmal schweift unser Blick über die unendliche, scheinbar so friedliche Hochebene: weite Fläche, Getreidefelder, ganz weit am Horizont die silbergrauen Oelbäume auf roter Erde, hie und da ein Dorf, dessen nackte Steinhäuser sich um die hochgebaute Kirche scharen.

Eingekeilt zwischen die hochgeladenen Militär-Camions, die wie eine Gliederkette ohne Anfang und Ende auf der ganzen, 380km langen Strecke neben uns her rattern, begleitet von den hochgepackten Eselkarren, die zu vielen Hunderten langsam des Weges trotten, gelangen unsere zwei schweizerischen Wagen an die Stadtgrenze. Wir fahren mit den Camions, welche die «Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder» dem Evakuierungsdienst von Madrid zur Verfügung gestellt hat. Es sind im ganzen vier große Lastwagen, jeder so eingerichtet, daß vierzig Kinder auf einmal transportiert werden können; die Anhänger sind dazu bestimmt, das Gepäck aufzunehmen. Es ist ein Pendelverkehr eingerichtet: zwei Wagen fahren Richtung Madrid, beladen mit Lebensmitteln; die zwei anderen fahren von dort nach Valencia, um in den Refugios der Asistencia Social die müden, staubigen Kinder abzuliefern, welche ihnen am Morgen von weinenden Müttern anvertraut wurden.

## Paßkontrolle

Freundlich, mit zum spanischen Gruß erhobener Faust, treten die Kontrollsoldaten an unseren Wagen. Aufmerksam, doch ohne angemessene Würde, wie man sie bei subalternen Beamten sonst so häufig trifft, prüfen sie unsere Papiere. Nicht jeder, der will, findet Einlaß in die Stadt; es bedarf einer besonderen Erlaubnis. Unterdessen werden die Wagen rasch von Kindern und Erwachsenen umringt; ein freundschaftliches Lächeln

geht über die sorgenvollen Gesichter, wie sie die Aufschrift lesen: Schweizer-Hilfe für Spanienkinder. «Tausend Dank! Salud! Salud!» so tönt es immer wieder, während wir unsere Papiere versorgen und die Bremsen lösen. Auch die Soldaten mustern freundschaftlich hilfsbereit die Wagen, grüßen wieder mit erhobener Faust, geben den Weg frei — —

Dann fahren wir in die dunkelnde Stadt. Ein eigenes Gefühl beschleicht uns. Zum erstenmal packt uns ganz konkret das Gefühl: Krieg. Zwar haben uns bereits in Valencia die vielen Kriegskrüppel, der Lebensmittelmangel, die verdunkelte Stadt, immer wieder die Wirklichkeit des Krieges eingehämmert; aber das Wort Madrid, das heißt: Stadt der Leiden! Stadt des Heroismus; Stadt weltgeschichtlicher Entscheidung. Aber zunächst sehen die Dinge gar nicht so pathetisch, sondern kleinbürgerlich-friedlich aus. Eltern spazieren mit ihren Kindern; Menschen sitzen vor ihren Häusern und plaudern. Aber im letzten Schein des Tages sehen wir das erste zerstörte Haus; eine ganze Ecke ist weggerissen und es zeigt sein zerstörtes Inneres. Betonierete Mauern mit Schußlöchern, die sich an den Straßenkreuzungen in die Fahrbahn hineinschieben, erinnern daran, daß Madrid eine Festung und jedes Haus und jede Straßenkreuzung zum Bollwerk ausgebaut ist.

Nach kurzem Halt in der Schweizer Gesandtschaft landen wir in einem Hotel, das man uns dort empfohlen. Das ganze Haus ist dunkel; wir tapen uns durch die Gänge. Das Zimmer, das man uns anweist, besitzt keine Fensterscheiben mehr; man hat nur Packpapier über die Rahmen gespannt. Kaum sind wir im Zimmer, läutet das Telephon. Der Concierge meldet uns, wir sollen nicht erschrecken, wenn wir das Bombardement hören; wir seien hier etwas nahe der Front, aber das habe weiter nichts zu bedeuten. Nun, wir legen uns ruhig schlafen, wir sind zu müde, um uns zu ängstigen. Um vier Uhr morgens höre

ich den ersten Schuß, dumpf, weit entfernt. Und immer und immer in regelmäßigen Abständen: bum, bum. Aber trotzdem belebt sich die Straße. Wie ich später in die leere, verstaubte Hotelhalle hinuntersteige und durch die zerbrochenen und verklebten Riesenscheiben der Halle auf die Straße schaue, wird es mir einen Augenblick schwarz vor den Augen: gerade gegenüber erhebt sich ein vielstöckiges Gebäude; seine Front ist durchlöchert; seine Fensterscheiben in allen Stockwerken zersplittert; Dutzende von Fenstern sind zugemauert. Nun weiß ich, wie das Gebäude heißt: das ist die Telefonica, die Zielscheibe unendlicher Bombardements. Wir sind im Zentrum der Stadt, das seit drei Wochen beständig von der Artillerie, welche auf dem Garabita-Hügel installiert ist, mit schwerem Geschütz beschossen wird. Unser erster Rundgang enthüllt uns, im hellen Licht eines Frühlingmorgens, das ganze Grauen der Zerstörung. Da steht die Fassade eines Häuserblocks, hinter deren leeren Fensterhöhlen nur noch ein wüster Steinhaufen den Umfang eines größeren Häuserblockes angibt; an einem anderen Ort klafft mitten in einer eng bebauten Straße eine Lücke — ein ganzes Viertel ist zerstört und die letzten Schuttmassen werden aufgeschichtet. Da, dieses große Geschäftshaus zeigt auf der Höhe des zweiten Stockwerks den Einschlag einer Granate, ein fast mannshohes Loch; der Dachstuhl ist zerstört; auch der vierte Stock scheint verwüstet; aber im Parterre fegen Kellner in weißen Blusen das Großcafé rein, in dem man heute zwar keinen Café mehr bekommt, aber doch noch bei einem Glas Süßwasser die neueste Zeitung lesen kann. Da steht ein anderes Haus; das ganze Erdgeschoß ist vernichtet, das Haus ruht auf künstlichen Stützen; die Rolläden der früheren Verkaufsläden hängen verbogen und verwahrlost halb auf die Straße; aber in einem oberen Stockwerk legt eben eine fleißige Hausfrau ihre Federbetten auf den scheibenlosen Fensterrahmen. So geht es straßauf — straßab: Verwüstung, barbarische Zerstörung, daneben rauscht das Leben der Großstadt in ununterbrochenem Fluß: Autos flitzen durch die Straßen, Tramwagen klingeln, Menschen eilen durch die Straßen, an den Einsteige-Stellen der Metros stauen sich die Leute; Frauen



Einige der vielen  
tausend zerstör-  
ten Wohnhäuser  
von Madrid



Geflüchtete Kinder aus dem Süden warten auf Aufnahme ins Refugio



stehen Schlange vor den Milchläden und plaudern oder schweigen. Das Bombardement hat aufgehört. Aber es kann wieder kommen, jede Minute. Das Bombardement durch die Kanonen ist entnervender, viel schrecklicher, sagen die Madrider, als die Luftangriffe. Die Flieger sieht man vorher, der Alarm gibt einem Zeit, Schutz zu suchen, aber so — — auf einmal platzt die Granate neben dir, du glitschest im Blut eines zeretzten Menschenleibes aus; und immer wieder trifft es Kinder. «Wir können sie doch nicht den ganzen Tag einsperren, wir müssen sie auf die Straße spielen schicken.» In den zwanzig ersten Tagen des Artilleriebombardements wurden 327 Menschen getötet, davon 183 Kinder; über 3000 wurden verletzt. Ueber 300 sind davon seither gestorben.

Die Vorstädte im Süden, Südwesten und Westen bieten ein ganz anderes Bild. Da wohnen in kleinen, unglaublich primitiven Häusern die Arbeiter der Weltstadt. Enge, schmutzige Gassen sind die Spielplätze der Kinder. Hier haben vor allem in den ersten Monaten der Belagerung die Flieger ihre furchtbare Arbeit getan. Ganze Straßen sind niedergelegt; Hunderte von Wohnungen auf kleinstem Raum zerstört. Kaum ein Haus ohne Beschädigung. Kaum eine Scheibe, die nicht vom Luftdruck der platzenden Geschosse gesprungen wäre. Aber in den noch übrig gebliebenen Häusern geht das Leben weiter, soweit die Quartiere nicht wegen allzu großer Gefahr zwangsweise evakuiert wurden.

#### Arbeiterfrauen erzählen

Wir besuchen eine Frau mit sieben Kindern. Der Mann ist an der Front. Wie wir den Vorhang zur Seite schieben, welcher die winzig kleine Stube von der staubigen Gasse trennt, nährt sie eben ihren acht Monate alten Säugling. Auf dem Tisch, der mit etwa vier Stühlen und einer kleinen Bank das gesamte Mobiliar ausmacht, liegt eine geschnittene Zwiebel. Sie ist eines der wichtigsten Nahrungsmittel für diese Bevölkerungskreise. Fünf Tage lang gab es kein Brot in Madrid; am Abend stand in den Zeitungen, daß für die nächsten sechs Wochen der Brotkonsum gesichert sei. Ja, das ist ein großes Glück, denn was soll man sonst essen? Gemüse gibt es recht wenig, sozusagen nur große weiße

Bohnen und Linsen, dann Reis. Aber die muß man so lange kochen und man hat kein Brennmaterial. Aber irgendwie geht es. Man hilft einander. Die Frau lächelt. «Sehen Sie, wir helfen alle einander. Diese Frau da — die kleine Stube hat sich mit vielen Menschen gefüllt, alten und jungen, die alle etwas erzählen — sie hat noch zwei Stoffresten gefunden und jetzt näht sie meiner Kleinen davon ein Kleidchen, und sie hat ja auch ein Kind und ihr Mann ist auch an der Front.» Wollen Sie nicht einige Ihrer Kinder beim Evakuierungsdienst anmelden? «Nein. Ich würde es nicht aushalten ohne die Kinder. Und vielleicht kommt mein Mann nächstens für 24 Stunden in Urlaub, dann soll er seine Kinder um sich haben.» Auf der anderen Seite der Straße liegt in der grellen Sonne ein Platz, auf dem große Haufen von Steinen aufgeschichtet sind. «Das war vor zwei Monaten noch ein ganzer Häuserblock. Sechzig

Menschen wurden verschüttet. Wie war es furchtbar, wenn man plötzlich in der Nacht mit allen Kindern in die Untergrundbahn flüchten mußte. Aber wir gehen nicht weg. Wir werden siegen. Sie können Madrid nicht einnehmen, sie können es zum Teil vernichten, aber sie können es nicht einnehmen.»

Wir verteilen unsere mitgebrachten Kleinigkeiten: Dörrobst, Wurst, Zucker, Seife. Ah, Seife. Die wird unter alle Anwesenden verteilt. Seife. Das fehlt mehr fast als das Essen. Das Leben ohne Seife ist sehr schwer. Man kann die Wäsche nicht waschen, die Wohnung nicht instand halten. Und auch die Kinder hätten hin und wieder eine Abseifung nötig. Die Frauen sind außerordentlich glücklich mit ihren Stücklein Seife. Als wir ihnen erzählen, daß in unseren Camions einige hundert Kilo Seife liegen für die Refugios und die Zivilbevölkerung, bricht ihre Freude in großen Jubel aus.

Was wird aus der alten, entwurzelten Frau werden?



Mit der letzten retteten Habe verlassen sie die zerstörte Heimat



# Warum wir evakuieren

Madrid liegt seit sechs Monaten unter dem Feuer der francoistischen Geschütze. Alle Welt kennt die Bilder der Zerstörung, hat die Bilder der Opfer gesehen, die Verzweiflung der Ueberlebenden, den Jammer der Flüchtenden. Aber wer ist imstande, an solchen Bildern sich die ganze Wirklichkeit aufzubauen?

Madrid ist kein Trümmerhaufen. Es gibt Straßen, die unversehrt erscheinen. Es gibt Quartiere (das sind gerade die reichsten und vornehmsten), die unberührt geblieben sind... Wir wissen durch die Tragödie des Baskenlandes, durch den Untergang von Guernica, was das Ziel der francoistischen Bombardements ist: Panik zu verbreiten unter dem friedlichen Volk. Und Madrid ist heute eine Stadt der Arbeiter... also hat man die Arbeiterquartiere bombardiert, sechs Monate lang. Hier, wo in engen Straßen, in überfüllten Häusern (der spanische Arbeiter kennt nicht die Behaglichkeit und Weiträumigkeit der schweizerischen Arbeiterwohnungen) die Menschen einer Millionenstadt sich drängen: hier hat unsere Kriegstechnik ihr Werk gründlich getan. Und hier zwischen den Trümmern leben und arbeiten die Menschen weiter.

Sie leben in der Erwartung der Bomben, wie wir den täglichen Sonnenaufgang erwarten. Zuweilen beginnen die Kanonen um zehn Uhr, zuweilen um Mittag, zuweilen erst um drei Uhr. Sicher ist, daß sie beginnen. Mit der Dämmerung kommt eine Pause und dann die Nacht... Denkt euch die Nächte, in denen euch die Bombeneinschläge wecken wie uns ein sommerliches Gewitter. Aber diese Gewitter bringen nicht Regen, Kühle, Erfrischung. Sie wühlen die Straßen auf, sie zerreißen die Häuser. Du kommst ein wenig verspätet heim und findest dort, wo dein Bett stand, einen Haufen von Holzsplittern und Fetzen. Wärest du eine halbe Stunde früher gekommen, dein Blut, dein Gehirn, deine Eingeweide wären aus diesem Haufen nicht mehr zu sammeln. So geht es Nacht für Nacht. Und am



Geflüchteter Hausrat

*Einer unbestimmten Zukunft entgegen*



Nach der Einnahme von Malaga marschierten mehr als eine Woche lang 150 000 Flüchtlinge von Malaga nach Almeria, 250 km zu Fuß; unaufhörlich von der Flotte der Aufständischen bombardiert, ständig von ihren Flugzeugen und Maschinengewehren beschossen. Viele wandten sich nach Norden um nach Barcelona zu gelangen, mehr als 1000 km weit. Viele, viele starben auf dem Wege an Hunger und Erschöpfung.



**Das langersehnte Brot**  
wird von der Miliz an Flüchtlinge verteilt

Morgen räumt man die Trümmer fort, man macht die Straße, die zum Abgrund ward, wieder gangbar. Man sucht... und findet: zerrissene Leiber von Kindern und Frauen, Verstümmelte... Hospitäler und Hotels, die man in Spitäler verwandelte, sind voll von ihnen. Glückliche, wenn man sie noch atmend herauszog, glücklich, wenn sie sich nicht langsam zu Tode quälen mußten.

Man erzählte mir die Geschichte eines Jungen, der drei Tage zwischen zwei stürzenden Mauern eingeklemmt hing. Hätte man ihn befreit, das Haus wäre über ihm und seinen Rettern eingestürzt. Er flehte um den Tod. Als man die Mauern abgestützt hatte, hatte er ausgeatmet.

So beginnt der Madrider Tag. Und das Volk geht Tag für Tag an seine Arbeit, die Kinder spielen auf der Straße, die Frauen besorgen ihren, ach so armen, Haushalt. Bauern reiten auf ihren schwer bepackten Eseln in die Stadt. Lange Schlangen stehen vor den Lebensmittelgeschäften; geduldig wartend. Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, grüßt jeder mit erhobener Faust: Salud.

Seit einigen Wochen wird besonders das Zentrum, die Geschäftsstadt bombardiert. Wenn die Bomben einschlagen, räumen die Hausierer eilig ihre auf dem Pflaster ausgebreiteten Siebensachen zusammen, stürzen in das nächste Refugium, warten in einem Hausgang, neben ihnen drängen sich die Kinder. Sobald sich die Bomben eine andere Straße suchen, breitet der Hausierer seinen Kram wieder aus, die Kinder nehmen ihr Spiel auf, das Leben geht weiter.

Es scheint wie ein Traum, daß man Meetings abhält, Kino spielt, daß in den breiten Allees Tausende ihren Abendbummel machen. Ein böser Traum. Denn dieses Volk verzagt nicht und gibt nicht nach. Ich habe mit vielen gesprochen. Sie wissen, daß für sie keine Ablösung da ist. Madrid ist nicht mehr im Sturm zu nehmen. Aber die Universitätsstadt zu stürmen, von der täglich die Vernichtung über die Stadt gesandt wird, das würde einen zu großen Kraftaufwand, zu schwere Verluste fordern. So hält man aus... Es gibt ja verhältnismäßig ruhige Tage, wo nur wenige Opfer fallen... Ich sprach mit einer jungen Frau, zart, schön, sehr gepflegt. Ihr Haus war

zweimal von Bomben getroffen. Keine Fensterscheibe war mehr ganz. «Jetzt haben wir eine Woche Ruhe gehabt», sagte sie. «Man schläft wieder. Aber wie lange? Nun, man muß eben Geduld haben.» Fünf Tage später schrieb sie, daß wieder eine Bombe zwei Stockwerke durchschlagen habe. Wie durch ein Wunder war sie über ihrem Schlafzimmer zum Stehen gekommen. Und das Bombardement, eines der schwersten, ging weiter.

Warum verlassen sie die Stadt nicht?

Es gibt nur eine Straße, 380 km von Valencia nach Madrid. Darauf werden alle Soldaten, Waffen, Munition, Lebensmittel nach Madrid befördert. Und die Transportmittel und das Benzin reichen nicht aus — Madrid aber hat zu seiner Millionenbevölkerung noch fünfhunderttausend Flüchtlinge aufnehmen müssen, mehr als die ganze Einwohnerschaft Zürichs, so daß trotz der starken Abwanderung sich heute zweihunderttausend Menschen mehr in der Stadt befinden als in normalen Zeiten. Und sie klammern sich an ihren Boden. Spanien ist ein Bauernland, Estremadura und Kastilien sind es vor allem. Die Madrider Arbeiterfrau, deren Mann an der Front kämpft und die niemals ihre Vaterstadt verließ, die geflüchtete Bäuerin, die die Reste ihrer Habe mit letzter Anstrengung dorthin geflüchtet und einen Unterschlupf für sich gefunden hat: für sie ist die Fremde nur eine leere, grinde Verzweiflung. Sie klammert sich auch an ihre Kinder.

Wenn sie nur wissen, daß sie Hilfe erwarten dürfen, wenn sie erfahren von der großherzigen Solidarität des übrigen Spanien; wenn sie erleben, daß das Ausland ihrer Not (und ihres Heldentums) eingedenk ist: so schmilzt der Widerstand. «Wenn ich gewußt hätte», sagte eine Mutter, deren Kinder die Schweizer Camions herunterführten, «daß so für sie gesorgt würde, ich hätte sie eher gehen lassen. Letzte Woche haben mir die Bomben zwei getötet...»

Jedes Kind, das aus Madrid geführt, das versorgt und gepflegt wird, ermöglicht die Rettung eines anderen, weil das Gefühl der Verbundenheit in gegenseitiger Hilfe die Eltern von der Verzweiflung erlöst.

Vergessen wir das nicht.



## Die Not ist zu Ende



# Refugios

Ständig strömen in das ausgehungerte, halbzerstörte Madrid neue Flüchtlinge. Sie stehlen und schleichen sich unter Lebensgefahr durch die dünnen Frontlinien der Aufständischen; sie hoffen auf irgend ein Wunder in der Stadt. Sie fliehen vor dem herannahenden Feind; sie haben ein Bündel auf dem Kopf und ein Kind auf dem Arm und an jeder Hand eines. Sie kommen in unregelmäßigen, verzweifelten Haufen, oft nach tagelangem Marsche, völlig erschöpft, verhungert, verlaust, krank, oft auch in durch die republikanischen Behörden geregelter Auswanderung. Madrid, Valencia, Barcelona, das ist ihr Ziel. Sich selbst überlassen, würden sie für diese Städte in jeder Beziehung, vor allem in bezug auf Epidemien, eine unge-

heure Gefahr darstellen. Nun sind überall Refugios, das sind Zufluchtsstätten, gegründet worden. Ehemalige Klöster, Kirchen, große Privatgüter werden dazu benützt. Meist entspringen diese Refugios privater Initiative und werden von privaten Institutionen geleitet, genießen aber überall die tatkräftige Mitarbeit der Regierung. Der Einzelinitiative ist ein weiter Spielraum gelassen; trotzdem sind alle Refugios auf der gleichen Basis aufgebaut, wenn auch mit örtlichen Abweichungen.

Die ankommenden Flüchtlinge werden, soweit dies nicht schon bei ihrer Auswanderung geschah, registriert. Dann kommen sie unter Duschen, was für viele von ihnen eine sehr schmerzliche Angelegenheit ist; hierauf nimmt

sie der Haarkünstler in die Finger, dessen Hauptaufgabe darin besteht, die Leute von den Kopf- und anderen Parasiten zu befreien. Dann werden sie, wo immer möglich, neu eingekleidet, da die meisten in gänzlich zerlumptem Zustande ankommen. Wenn man bedenkt, daß es zu Zeiten von Offensiven Tage gibt, wo dreitausend bis viertausend Flüchtlinge in einem einzigen Refugio Einlaß begehren, kann man sich vorstellen, wie notwendig Spenden von Kleidern, vor allem aber auch von Leibwäsche, sind.

Jeder Refugiado bekommt ein eigenes, sauberes Bett. Kranke oder solche mit ansteckenden Hautausschlägen, werden von der ärztlichen Kontrolle ausgeschieden; es gibt eigene Flüchtlingsspitäler. Alle Refugios enthalten außerdem Waschgelegenheiten, wo die Frauen ihre Kleider und Wäsche wieder in Ordnung bringen können. Der Aufenthalt in einem Refugio dauert gewöhnlich drei, höchstens acht Tage. Dann werden die armen Vertriebenen weiter spedit, bis sie an ihrem Bestimmungsort angelangt sind; sie werden entweder grup-



Küche im Freien



Oeffentliche und private Hilfe haben die Teller gefüllt. Wie schmeckt das sorgfältig bereitete Mal nach tagelanger Entbehrung.



Sammlung vor dem Refugio



penweise in einem Dorf untergebracht oder sie bekommen eigene Wohnungen, soweit das möglich ist. Auch jede Privatfamilie erhält Einquartierung und zwar sowohl in der Stadt wie auf dem Lande.

Mit den Refugios verbunden, je nach den räumlichen Verhältnissen, im gleichen Gebäude oder in einem anderen, naheliegenden Haus, sind die Comédors, die Speiselokale für die Flüchtlinge. Zwei Mahlzeiten pro Tag werden verabreicht. Die Nahrung ist, gemessen am Ernährungsstandard des spanischen Volkes, gut und sehr reichlich. Und es spricht für die große Verbundenheit dieses Volkes in Not, daß in allen Städten, trotz Lebensmittelmangel, zuerst die Comédors, die Speisehallen für die Flüchtlinge, mit Lebensmitteln versorgt werden. Auch wenn Restaurants und Hotels einen Tag keine oder ganz wenig Speisen verkaufen können: die Küche der Comédors wird versorgt. Oft sind die Küchenchefs, die Genies der Organisation und wahre Zauberkünstler sein müssen, Küchenchefs früherer Großrestaurants oder erstklassiger Hotels. Das Regierungsdepartement für soziale Hilfe, welchem die Speisungen unterstehen, will, daß in einwandfreier Weise für die Flüchtlinge gesorgt werde.

Eine besonders glückliche Lösung hat die Aufnahme durchwandernder Flüchtlinge in Barcelona gefunden; dort ist das Stadion der Arbeiter-Olympiade, herrlich am Montjuich gelegen, in gesunder, parkumstandener Gegend oberhalb der Millionenstadt, zum Refugio mit Comédor umgewandelt worden.

Die Olympiade hatte wundervolle Vorkehrungen für ihre Gäste getroffen: Bade-, Dusch-, Toiletten- und Ruheräume, Schlafsäle und Speisesäle. Das alles ist nun den Flüchtlingen und Heimatlosen zur Verfügung gestellt worden, und Tausende sind durch diese Räume gegangen, bevor sie irgendwo auf dem Lande einen mehr dauernden Zufluchtsort fanden. Unsere Bilder zeigen etliches davon. Sie können keinen Begriff geben von der Größe dieses Asyls, in der der Einzelne verschwindet, von der freund-

lichen Sorgfalt, mit der man bemüht ist, für alles Sorge zu tragen und von der Schönheit der Umgebung: den blühenden und duftenden Gartenterrassen, von denen man die Felsberge, das reiche Tal und das leuchtende Blau des Mittelmeers sieht. Die Bilder scheinen freundlich, die Wirklichkeit scheint so schön, daß man beinahe vergißt: von diesen Kindern, die da so fröhlich spielen, sind viele Waisen, viele von ihren Eltern getrennt, alle heimatlos. Diese heiteren jungen Mädchen haben den Tod und Schlimmeres als den Tod, Entwürdigung und Schande, fliehen müssen. Dieser tätig entschlossene Küchengeneral muß Tag für Tag wahre Feldzugspläne entwerfen, um den Hunger von seinen Schutzbefohlenen fernzuhalten. Diese aus ihren Häusern und ihrer Heimat gerissenen Frauen sind jetzt dankbar für einen Winkel im Schlafsaal, wo sie flicken und nähen, für irgend einen Kasten, eine Truhe, in der sie ihre geretteten Habseligkeiten verstauen können.

Nicht alle Refugios können so gut sein wie das Stadion in Barcelona. In Valencia waren manche nur nachts geöffnet. Morgens mußten die Flüchtlinge auf die Straße. Erst um Mittag öffnete sich ihnen das Comédor mit sauberen Räumen und einem schattigen Hof, mit einer kräftigen Gemüsesuppe und einem großen Stück weißen Brots, alles mit eifriger Freundlichkeit geboten. Aber dazwischen lagen lange Stunden, wo nur die Straße für sie da war. Der Südländer lebt mehr wie wir auf der Straße. Und Valencia hat viele Plätze, Promenaden, schattige Uferquais... Trotzdem staute sich schon eine Stunde vor der Comida, der Essenszeit, die Menge vor den Speisungsstellen. Was sollten sie auch machen, wenn sie nicht rechtzeitig zur Stelle wären? Und (das ist vielleicht noch wichtiger) wie sollen sie den langen, leeren Tag in der fremden Stadt verbringen?

Die Erinnerung an diese wartende, hungrige, schreiende Menge, wo der stumpf Ergebene neben dem ungeduldig Verzweifelten stand, bleibt mir eine erschütternde, unvergeßliche Mahnung: ein furchtbar wütend

Schrecknis ist der Krieg. Furchtbar, weil er gerade die Friedlichen, die Schuld- und Wehrlosen am härtesten trifft. Und droht nicht das gleiche Schicksal heute uns allen?

In Valencia und allerorten arbeitet man hart, um die Mängel der Refugios zu beseitigen. Als wir dort waren, wurde gerade ein neues Asyl fertig, nach der Sozialistin Marguerita Nelken genannt. Man hatte eine Kirche dafür umgebaut... In dem gewaltigen Kirchenschiff standen in langen Reihen Hunderte von sauberen Betten, mit weißen Bettüchern, Kopfkissen, Wolldecken. In den Seitenschiffen waren Toiletten und Duschen eingebaut, in den oberen Geschossen waren Räume für die Frauen, für Ruhebedürftige und Kranke.

Meine Begleitung war etwas bedenklich. «Viele, die aus Andalusien kommen und aus den Elendsdörfern der Mancha, die kennen ja gar kein Bett und schon nicht ein Wasserklosett und eine Dusche. Nie in ihrem Leben sind sie entlaust worden. Sie werden alles verderben. Und sie werden sich nur unglücklich fühlen.»

Mag sein, mag sein. Aber rührt es nicht von dieser Erziehungsarbeit der Flüchtlingshilfe her, daß mitten in Krieg und Flüchtlingsnot keine Seuchen auftreten, nicht einmal die kleinste Epidemie? Jedem, der ins Land kommt, fällt das auf. Und es ist die beste Widerlegung der vielen törichten Verleumdungen. Daß das republikanische Spanien das fertig gebracht hat, trotz der Millionenzahl seiner Flüchtlinge, trotz der Armut des Volkes und der Knappheit an allem und jedem, zu der die Nichtintervention der Demokratien und die Küstenkontrolle der faschistischen Staaten es verurteilt hat; daß es diese Leistung vollbrachte mitten im mörderisch verzweifelten Abwehrkampf, während die Verwaltung wie das Heer, die Heeresindustrie wie die Zivilversorgung ganz neu zu schaffen waren; das wird in späteren und gerechteren Zeiten als eine der gewaltigsten und menschlich schönsten Leistungen der Geschichte erscheinen.

# Madriider Flüchtlingslager

Eine schweizerische Mitarbeiterin des Evakuierungsdienstes erzählt:

«Der Krieg hat viele Ausländer nach Spanien gerufen, die helfen wollen, das Elend ein wenig zu mildern; denn — so denken wohl manche — die Spanier hätten selbst nicht mehr die Kraft dazu. Mit Bewunderung sehen wir aber, mit welcher Hingabe und Selbstlosigkeit sich Hunderte von Spaniern den Armen und Bedrängten widmen und ihre ganze Kraft für deren Wohl einsetzen. Ich denke nun nicht an Leiter größerer Institutionen, sondern auch an einfache, vielleicht ungebildete Menschen, die aber mit ihrem Herzen bei ihrer Pflichterfüllung stehen und so unbewußt viel gutes tun. Und solche Menschen lernten wir sehr viele in Fürsorge- und Flüchtlingsinstituten kennen.

Die Flüchtlingsheime und Hilfsorganisationen unterstehen dem Ministerium für Sanität und soziale Fürsorge. Ueberall sind solche Heime und Fürsorgestellen, sowie Kantinen zur Verproviantierung durchreisender Flüchtlinge errichtet. Von Sammelstellen aus werden sie in friedlichere Gebiete befördert. In Madrid gibt es beispielsweise ein großes Flüchtlingszentrum, das die Aufgabe hat, die geflüchtete Landbevölkerung aufzunehmen. Es ist das «Refugio Garcia de Paredes», welches zugleich unser Absteigequartier ist. Der Leiter ist zu Beginn des Bürgerkrieges im Kampfe verletzt worden. Seine beiden Mitarbeiter sind gebildete junge Männer. Vierzig Mädchen und Frauen, davon etwa zehn Krankenschwestern, verrichten die Hausarbeiten und widmen sich der Pflege der Kranken. Das Heim war vor dem Krieg ein Kloster und hat nun diesem großen Werke Platz gemacht. Hier blieben viele Kirchen und Klöster unzerstört und werden jetzt zu derlei Fürsorgezwecken benutzt. Machen wir einen Gang durch den weiten Hof und das Riesengebäude, in dem täglich viele hundert und zu gewissen Zeiten sogar bis 4500 Flüchtlinge aufgenommen worden sind. Es ist ein strahlender Nachmittag, der die Armen aus den Räumen ins Freie lockt. So bietet uns der Gar-

ten ein eindruckvolles Bild. Kinder schauen uns vergnügt mit leuchtenden Augen an; sie verstehen nicht, weshalb Eltern und Erwachsene so finster und traurig aussehen. Wohl haben auch sie, als die Granaten und Bomben sie vom Spiel aufgeschreckt, geweint, und es war bitter, als ihnen die Mutter kein Brot geben konnte, als sie darnach hungerten. Aber schnell vergessen die Kinder solche Schmerzen. — Auf Bänken ruhen Mütter mit Säuglingen, die meisten in schmutzige, abgetragene Kleider gehüllt. Großväter und Großmütter schütteln traurig den Kopf, daß sie in ihren alten Tagen noch aus ihren Heimatdörfern hatten fliehen müssen. Und man steht vor einem Rätsel, wenn man aus ihrem Erzählen spürt, mit welcher Geduld und Selbstverständlichkeit sie sich dem Schicksal fügen. Die Genügsamkeit und Leidensfähigkeit sind tief verwurzelte Eigenschaften der Spanier, aber auch lange Leiden mögen abgestumpft haben.

Jeden Morgen kommen neue Flüchtlinge an, zum Teil solche, die bereits seit längerer Zeit in Madrid sich aufgehalten haben, bei Verwandten oder Freunden, welche bei der steigenden Teuerung keine Möglichkeit mehr sahen, sie ernähren zu können. Aber nur mit dem größten Widerstreben lassen sie sich evakuieren. Manche von ihnen haben bereits zwei- oder dreimal fliehen müssen und kommen, kaum mit dem Nötigsten versehen, an. Die Ankömmlinge werden geimpft. Drei Aerzte haben in diesem Haus ihr Arbeitsfeld gefunden: einer übernimmt die Impfung, ein anderer die Desinfektion, ein dritter sorgt für den allgemeinen Gesundheitszustand der Flüchtlinge. Die Neugekommenen werden in ein Bad gesteckt und wenn nötig und soweit als möglich mit frischen Kleidern versehen. Leider sind die Kleidergestelle beinahe leer und wir haben mit unseren Kleiderballen große Freude bereitet; viele Menschen werden strahlen, wenn sie ihre Fetzen mit sauberen Schweizerkleidern vertauschen dürfen. — Betreten wir den Speisesaal. Wegen der Geschirrknappheit können nicht alle zu gleicher Zeit

speisen und so wartet ein Teil geduldig, wenn auch mit hungrigem Magen, bis die Teller wieder sauber gewaschen sind. Es ist ein tragisches Bild: Greise, Mütter und Kinder dicht zusammengedrängt, schlürfen die Suppen, den Reis, oder die Linsen; sogar ein Brötchen gibt es dazu, heute ein besonderer Leckerbissen. Wann und wo werden diese Menschen wieder ein eigenes Heim finden? — — — Den Hauptteil der Räume nehmen natürlich die Schlafsäle ein; teils Säle, teils Zimmer mit zwei bis fünf Betten in welchem ganze Familien Unterkunft finden. Es ist erstaunlich, wie es möglich ist, bei diesem großen Wechsel und bei den herrschenden Umständen für die nötige Sauberkeit zu sorgen. Es wird aber auch täglich überall gefegt und geputzt, oft ganze Säle desinfiziert, und wir begreifen den Stolz der verantwortlichen Personen, daß bisher noch keinerlei ansteckende Krankheit ausgebrochen ist. — In einem besonderen Teil des Gebäudes sind die Kranken und Gebrechlichen untergebracht, sorgenvolle und abgemagerte Gesichter starren uns an, viele alte Leute, die die weite Reise nicht mehr aushalten würden. Für sie und für die Kinder ist auch die kondensierte Milch bestimmt, die wir mitgebracht haben.

Im Allgemeinen ist aber das Refugio nur ein Durchgangslager, in dem die Flüchtlinge nur drei bis acht Tage verbleiben sollen. Jeden Morgen drängt sich eine große Anzahl um die an diesem Tage abtransportierenden Wagen. Ihr ganzes Hab und Gut ist in ein Bündel gepackt. Viele von ihnen sind ganz heimatlos geworden, denn Bomben und Granaten haben ihnen alles zerstört. Damit will sich noch manche tapfere Frau abfinden. Der größte Schmerz aber ist die Sorge um den Mann oder um erwachsene Söhne, die an der Front stehen, ja schon oft gefallen sind.

So gibt uns das Flüchtlingsheim tiefen Einblick ins Elend, aber auch in aufopfernde Liebe. Wenn auch nach unseren Begriffen manches primitiv erscheint, so wollen wir doch die Hingabe und den Opfersinn anerkennen und davon lernen.



Auf der Fahrt in die — sehr relative — Sicherheit an der Ostküste

Wir fahren nicht allein. Mit uns fahren die Wagen der englischen Kinderhilfe. So sind wir eine lange Kavalade. Und wenn schon auf der Hin-fahrt Teilnahme und Herzlichkeit des Volkes groß war, so strömen sie jetzt von allen Seiten zusammen. Bei jedem Halt gibt es eine kleine Volksver-sammlung. Und jeder will den Kindern etwas Liebes tun.

Die Kinder sind bald so völlig der Gegenwart hingegeben, dem wunder-vollen Abenteuer der ersten großen Reise, daß aller Schmerz vergessen ist. Nur die älteren Mädchen sind schon zu tief berührt. Ihnen spürt man das Bangen an vor der Fremde, der ungewissen Zukunft. Bei jedem Halt schließen sie rasch Kameradschaft, und es ist gar nicht so einfach, sie beim Aufbruch wieder zusammenzutrom-meln. Mancher bliebe gern bei den schnell gewonnenen Freunden.

Einmal auf der langen Fahrt wird ein Picknick abgehalten, ein sehr ein-faches: Brot, eine Orange, ein Stückli Wurst. Aber die Kinder sind es ja noch sehr viel einfacher gewöhnt. In-nen ist Hunger nichts Fremdes. In ihren zerschlissenen Kleidchen und geflickten Kittelchen erscheinen sie auf den ersten Blick als das Armse-ligste und Hilfloseste in der Welt... Sie sind es nicht.

Sie sind gesund trotz der Not. Sie sind lebendig und kraftvoll, springle-bendig, voll Lebensmut und Neugier. Sie sind schön trotz ihrer Lumpen. Und sie sind umgeben von der sorgen-den, helfenden, zärtlichen Liebe eines ganzen Volkes. «Los Niños», die Kin-der: es gibt kein Wort, das zärtlicher ausgesprochen wird. In diesem schmerzzerrissenen Lande ist kein Jammer größer als der über die ge-mordeten Kinder. Und nichts scheint mitten im heißen Existenz- und Frei-heitskampf allen mehr am Herzen zu liegen als den heimatlos gewordenen Kindern wieder eine Heimat zu schaf-fen.

Wir wußten das, als wir die Kinder, müde von der Fahrt, im Refugio in Valencia abliefern. Wir wußten, daß jetzt sogleich der große, vielverzweigte Apparat der sozialen Fürsorge und der Ayuda Infantil spielen würde, daß freundliche Heime und liebevolle Für-sorge sie aufnehmen würden. Und wir haben schon wenige Tage später die kleinen Madrider wiedergefunden in einem schönen Alpenheim von Puig-cerda in den Pyrenäen.

Die Kleinsten schienen schon ver-gessen zu haben. Die großen Mädchen sprachen noch viel vom Erlebten. Mit lebhaften Gesten, ernsten Gesichtern, mit der Anschaulichkeit ihres südli-chen Temperaments. Sie halfen leise und umsichtig im Hause. Sie betreu-ten mütterlich die Kleinen. Das große Unglück hatte sie zu Frauen gemacht.

# Flucht vor dem Tode

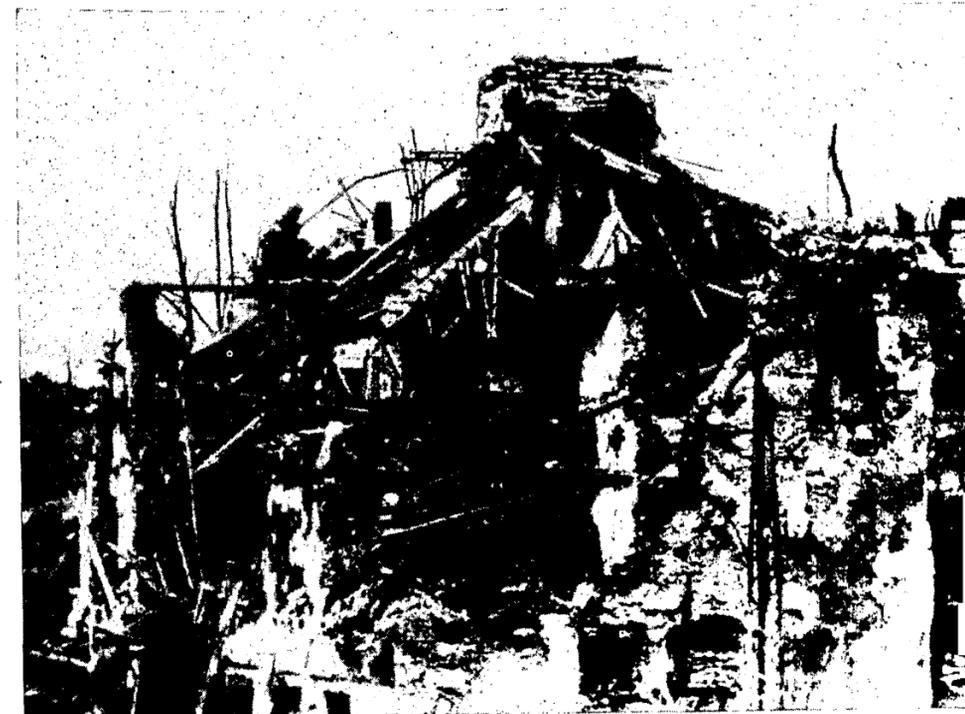
Morgens in aller Frühe sammelt es sich um die Camions im Flüchtlings-lager. Das sind die Kinder, die die Schweizer retten wollen vor dem Schicksal ihrer kleinen gemordeten Gefährten. Das sind aber auch die El-tern, die von ihnen Abschied nehmen. Viele haben sich bis zuletzt gesträubt, sie fortzulassen. Aber die Gefahr wächst. Und dann hört man auch so Gutes von den Kinderheimen, und die Fremden, die Camionführer, sehen so freundlich aus, daß das Vertrauen wächst.

Dennoch ist der Abschied herzer-reißend. Wann werden sie sich wie-dersehen? Wird es überhaupt ein Wiedersehen für sie geben?

Und doch sind die Abschiedneh-menden noch glücklich. Denn im La-ger sind auch andere Kinder, Kinder, deren Eltern von Francosoldaten ge-tötet wurden, Kinder, die ihre Eltern auf der Flucht verloren, Kinder, deren Vater an der Front fiel.

Man wird selten soviel Elend, soviel Gram, soviel Tapferkeit beisammen finden wie bei diesen Abfahrten der Schweizer Camions.

Mitten in friedlicher Land-schaft ein durch Bomben zerstörtes Heimwesen; es hatte keine militärische Bedeutung, aber durch die Vernichtung wurde Panik und Entsetzen verbreitet - der Zweck ist damit er-reicht.



Früher spielten und lernten sie sorglos in diesem von der republikanischen Regierung einge-richteten Montessori - Kindergarten; heute liegt er in Trümmern, viele der Kinder sind tot.

# Eine Evakuierungsfahrt

Der Spanier lebt ohne Gefühl für die Zeit. Ihm fehlt das Verständnis für Pünktlichkeit. — Jeden Tag versichert man uns von neuem, daß die abreisenden Kinder punkt sieben Uhr an der vereinbarten Stelle sein würden. Zur festgesetzten Stunde fahren wir mit unserem Wagen vor, um natürlich, wie gewohnt, festzustellen, daß noch niemand da ist. Macht nichts. Die Leutchen werden schon kommen. — Und richtig; von allen Seiten kommt es allmählich gemütlich heranspaziert. Es sind fast durchwegs Angehörige der ärmsten Volksklassen. Proletarierfrauen, deren Männer im Feld stehen und die durch die Lebensmittelknappheit oder durch Parteidisziplin, oder den Aufrufen der Regierung folgend, veranlaßt werden, ihre Kinder den Behörden zur Evakuierung anzuvertrauen. Viele der Mütter sehen allmählich ein, daß ihre Kinder im Hinterland sicherer sind, daß sie dort besser ernährt werden können als hier, zwei Kilometer hinter der Front. — Endlich sind alle da. Das Einsteigen kann beginnen. Mit lauter Stimme ruft einer der den Transport begleitenden Lehrer den Namen jedes einzelnen Kindes. Die letzten Abschiedsküsse werden gewechselt. Wer weiß, ob man sich wiedersehen wird? Die Kleinsten wissen ja nicht, um was es geht, und doch scheint in vielen dieser großen, oft viel zu traurigen Kinderaugen die Ahnung einer großen, langen Trennung zu liegen. Ein kleines Mädchen bricht in lautes Schluchzen aus. Es kann es gar nicht verstehen, daß es

wegfahren soll, ohne daß die Mutter mitkommt. Ein anderes umschlingt in schmerzhafter, letzter Umarmung den Hals seines dableibenden größeren Schwesterchens. Und ein kleiner, dunkeläugiger Knabe kann sich einfach nicht von seinem Papa trennen. Immer wieder ruft er ihn ans Wagenfenster und streichelt mit seinen Händchen des Mannes struppiges Kopfhaar. Der Vater kann es nicht länger ertragen. Plötzlich wendet er sich ab und geht mit raschen Schritten weg. Die Augen sind ihm übergelaufen. — Es ist überraschend, wie tapfer alle diese Mütter, Väter, Geschwister und Verwandte den Abschiedsschmerz ertragen, wie tapfer, wenn auch mit großer Anstrengung, sie die Tränen verhalten, wie tapfer sie versuchen, zu lächeln, ihren Kindern Mut und Zuversicht zusprechend. — Der Wagen wird geschlossen. Das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Die Reise beginnt. Bald haben wir Madrid hinter uns und rollen in rascher Fahrt auf der wunderschönen Landstraße durch die wilde, noch so natürliche spanische Landschaft. Bald müssen jedoch Straßen zweiten Ranges benutzt werden; diese sind zum Teil in sehr schlechtem Zustand. Das Holpern — trotz unserer größten Vorsicht ist es nicht zu vermeiden — bekommt unseren Kleinen nicht gut. Schon muß das eine oder andere seinen Kopf zum Fenster hinausstecken und seinen Magen in wenig angenehmer Weise entleeren. Landstraßenkranke. Beim ersten Halt sind viele Gesichtchen bleich und viele

Aeuglein sehr matt. Aber die Kinderatur ist stark. Die Sonne und die lustige Gesellschaft, dazu die neuen Eindrücke dieser großen, großen Reise tun das übrige, und schon bald sind Abschiedsschmerz, Unwohlsein vergessen. Lautes Lachen, Rufen und Jauchzen markiert die Vorbeifahrt unserer Wagen. Die Kleinen übersprudeln vor Begeisterung und Lebensfreude. Lieder werden angestimmt. Zuerst revolutionäre Kampflieder. Und dann besinnen sie sich der alten, überlieferten Volksmelodien. Die hohen, klaren Kinderstimmchen vermischen sich mit dem rhythmischen Gebrumme unseres Motors, und im Takt singen sie um die Wette, Lieder der ewigen Lebensfreude die einen, Lieder der gebändigten Naturkraft und Stärke die andern. Oefters müssen wir anhalten, müssen die Kinder aussteigen und ein bißchen auf festem Boden ausruhen lassen. Wir wählen, wenn es irgendwie geht, einen schattigen Waldrand oder eine Wiese. Und es ist oft köstlich anzusehen, mit welchem Staunen und mit welcher Freude diese Großstadtmenschlein mit der Natur Bekanntschaft machen. Ein ganz kleiner Junge, er kann kaum selbständig auf seinen beiden Beinchen stehen, beschäftigt sich intensiv mit einer Mohnblume. Diese hat ihn durch ihre schöne rote Farbe ins Entzücken versetzt. Liebevoll streichelt er sie, und als er sie brechen und mitnehmen darf, drückt er sie mit beiden Händchen fest an seine Brust. — Immer weiter geht's. Hügel auf und ab. Immer weiter. Dörfer und Städtchen werden durchfahren. Um zwei Uhr machen wir bei einem Brunnen außerhalb eines Dorfes Halt. Wir verteilen die mitgebrachten Brötchen und Schokolade. Ja, Schokolade hat es schon lange Zeit nicht mehr gegeben, und man sieht es den verschmierten Gesichtern an, mit welcher Wonne die Kostbarkeit genossen wurde. — Die Hitze hat die Kleinen etwas schläfrig gemacht und die Gesellschaft wird erst gegen Abend, wie wir uns Valencia nähern, wieder munter. Wieder tönen frische Lieder aus dem Wageninnern. Die Begeisterung erreicht ihren Höhepunkt jetzt, während der Einfahrt in die provisorische Hauptstadt. Unsere Schützlinge winken vom Wagen allen Vorübergehenden begeistert zu. Die fröhlichen, freudigen Kindergesichter lassen bei vielen Pas-

santen den furchtbaren Ernst der gegenwärtigen Situation einen Augenblick vergessen, und mit Freude bieten sie den ankommenden Kindern ihrerseits den Willkommgruß. — Wir fahren vor eines der Kinderheime oder Flüchtlingslager und übergeben die Jungmannschaft anderen treubesorgten Händen, die sie am folgenden Tage in eine der zahlreichen Kinderkolonien in der Provinz geleiten werden. Und unsere Wünsche, das Schicksal möge den vertriebenen Kleinen recht bald erlauben, wieder in ihre alte Heimat zurückzukehren, begleiten sie. —

Valencia, den 13. Mai 1937.

Mit der kostbaren Ladung von 33 Kindern und Müttern bin ich gestern abend nach der 380 km langen Fahrt von Madrid wieder gut in Valencia angekommen. Bevor ich «meinen» Wagen Pestalozzi in unser Standquartier führte, verabschiedete ich mich im Flüchtlingslager von meinen Schutzbefohlenen mit den wenigen spanischen Worten, die mir zur Verfügung stehen. Da hängt sich ein kleines Mäd-

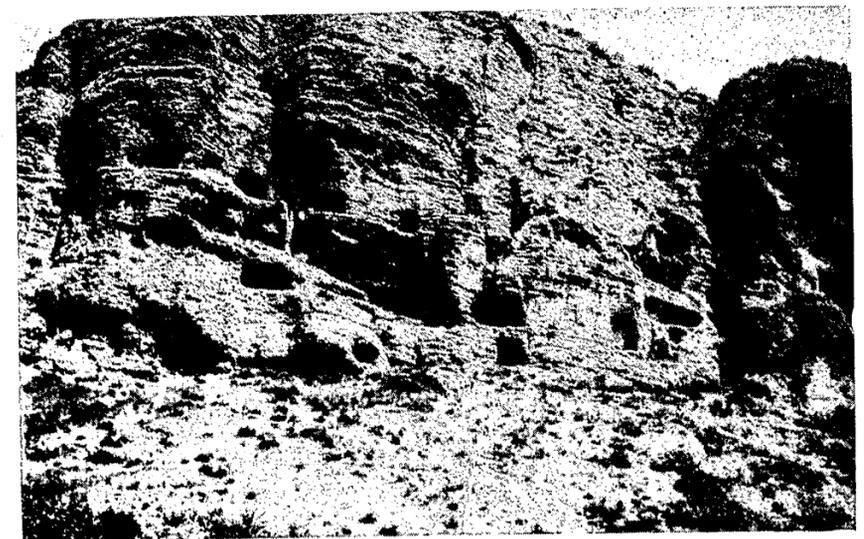
chen an meinen Hals und küßt mich herzlich. Dann stürmt die ganze Schar auf mich los...

Dieses kleine Erlebnis wollte ich vorwegnehmen, um zu zeigen, wie reich wir belohnt werden für unsere Arbeit an den Opfern des traurigen Bruderkrieges.



## Was man auf der Fahrt sieht:

Höhlenwohnungen kastilischer Bauern, in denen sie zusammen mit ihren Eseln und Maultieren hausen. — Der Knabe reitet stundenlang, um in den zwei großen Tonkrügen trinkbares Wasser herbeizuschaffen.





**Nachdenklich schaut das größere Mädchen blicklos vor sich hin: was wird jetzt nach all den Wochen des Schreckens mit uns geschehen?**

### 1. Unser Standquartier

In Burjasot, einem Vorort von Valencia, steht uns ein schönes Haus mit Garten zur Verfügung. Irma und meine Frau sind die lieben Hausgeister, die für das Wohl der acht Chauffeure, des Leiters und eines weiteren Mitarbeiters besorgt sind. Hier können wir uns immer wieder stärken für die langen, verantwortungsvollen Fahrten.

Milch können wir keine kaufen, so daß wir auf die Kondensmilch angewiesen sind. Bis heute zehrten wir an den zwanzig Kilo Volksbrot, die uns Freunde von Matzingen auf den Weg mitgaben und am Fruchtbrot von der Bäckereigenossenschaft Lenzburg. Wir werden für längere Zeit genügend Brot haben, da noch hundert Kilo Mehl von der Mühle Matzingen in unserer Vorratskammer stehen, das wir nun ausbacken lassen. Käse, Knorr- und Magginährmittel, Schokolade und diverse Konserven, die man speziell für uns bestimmt hatte, sichern uns eine genügende Ernährung. Trotzdem der Wein nicht ganz zehn Rappen pro Liter kostet, kennen wir ihn nicht in unserer Haushaltung. Es ist selbstverständlich, daß vor und während der Fahrt kein Fahrer Wein trinkt. Dafür füllen wir jeden Tag unsere Thermosflaschen mit «Pomol» oder nehmen

eine Flasche «Matzinger Süßmost» auf die Reise mit.

Trotz dem abgewerteten Schweizerfranken lösten wir in Frankreich dafür je zirka sechs Peseten. Hier kaufen wir in Schweizerfranken gerecht:

1 Liter Olivenöl für	50 Rp.
1 Kilo Orangen	3 Rp.
1 Kilo Zwiebeln	5 Rp.
1 Kilo Bohnen	40 Rp.
2 Stück Salat	3 Rp.
12 Frischeier	1 Fr.
1 Kilo Kirschen	35 Rp.

### 2. Betriebsstoffe für die Autos

Das Benzin wird uns durch das Sozialministerium gratis zur Verfügung gestellt. Da die Schifffahrt oft gestört wird, müssen wir es schätzen, daß uns fast ausnahmslos genügend Benzin reserviert bleibt.

In Anbetracht unserer uneigennütigen Arbeit hat uns die Firma Koller & Co. in Winterthur in liebenswürdiger Weise genügend «Duroil Germ Oil» für die vier Autos zur Verfügung gestellt. Es ist für die Lebensdauer derselben sehr wichtig, immer dasselbe, erprobte Markenöl verwenden zu können.

### 3. Ein Tag mit uns

Um vier Uhr, bei Euch ist's fünf Uhr, weckt uns Ruedi mit einem freundlichen Wort. Während Trudi auf dem Primus-Benzinkocher Kakao zubereitet, werden die mittleren zwei Bänke im Auto demontiert, damit der Boden mit Wasser und Fegbürste gut gereinigt werden kann. Oel- und Wasserstand müssen kontrolliert werden. Irma bringt eine Kanne fünfzehnfach verdünntes Pomol, Biskuits und Schokolade als Reiseproviant für die Kinder und uns. Mach Dir's in der geräumigen Kabine neben mir bequem. Hinter uns fährt Leo mit dem «Nansen». Eine holprige Straße führt uns nach Valencia. Dort biegen wir in die gutgepflegte Madrider Straße ein. Außerhalb der Stadt liegt Torrente. Normalerweise wohnen hier etwa 16 000 Einwohner. Wenn diese schon früher nicht üppig lebten, haben sie doch noch 6000 Flüchtlinge aufgenommen. Doch nicht genug! Viele Tonnen Kartoffeln, Orangen, Zitronen, Zwiebeln, Reis und kondensierte Milch konnten sie daneben noch für die bedrängten Madrider Kinder und Frauen erübrigen. Es fehlt ihnen jedoch an Transportmöglichkeiten, weshalb wir hier und in ähnlichen Fällen gerne einspringen, statt leer nach Madrid zu fahren.

Vorbei geht es weiter an vorbildlich angelegten Oliven-, Trauben- und Orangenkulturen durch malerische Dörfer. Allmählich wird die Vegetation seltener, da das Wasser vielerorts sehr rar ist. Viele Autos und Eselsfuhrwerke begegnen uns, denn diese Straße ist die einzige gute Verbindung mit Madrid. Wir fahren ungehindert an verschiedenen Wachtposten vorbei mit unseren flatternden Schweizerfahnen auf dem Dach. Es ist fein, wie man uns überall Vertrauen entgegenbringt. Wir wollen es nicht mißbrauchen. In einem Dorf gibt's eine Verkehrsstockung, weil ein Lastwagen nicht richtig parkiert ist. Der Chauffeur ist ruhig mit Abladen beschäftigt. Wären wir in Zürich, das gäbe ein Fluchen und Schimpfen! Hier ganz anders; Jeder wartet mit der größten Seelenruhe, bis es dem «Camerada» einfällt, den Verkehr freizugeben. Ueberhaupt mag ich mich nicht erinnern, einen aufgeregten Spanier gesehen zu haben. Wie ich weiterfahren will, sehe ich, daß sich auf dem

Wagen zwei Soldaten, die nach Madrid mitfahren wollen, mit Sack und Pack mit der größten Selbstverständlichkeit installiert haben. Um unsere Arbeit neutral durchführen zu können, müssen wir uns selbstverständlich hüten, Transporte auszuführen, die als Unterstützung einer Partei ausgelegt werden könnten. — Zwei Schweizerfahnen tauchen auf! Die Wagen Wilson und Dunant kommen von Madrid her mit je vierzig Kindern beladen. Frohes Winken, und schon sind sie verschwunden. — In glänzend angelegten Kehren fahren wir in eine tiefe Schlucht und mit verminderter Geschwindigkeit die andere Seite hinauf. Dann geht's wieder gradaus immer weiter — weiter — weiter —. Nach Tarancon ist die Hauptstraße abgeschnitten, weil sie im Feuerbereich der gegnerischen Artillerie steht. Auf einem holprigen Umweg kommen wir zur Straße Madrid — Guadalajara. Dieses Stück ist sehr gut gepflastert und zu vergleichen mit der ausgebauten Strecke auf dem Milchbuck in Zürich. Leicht können wir hier mit 70 bis 80 km Geschwindigkeit fahren. Endlich Madrid, wir sind im Zentrum von Spanien.

In einem der verschiedenen Flüchtlingslager halten wir an. Die Lebensmittel werden hier abgeladen. Viele Flüchtlinge helfen unaufgefordert mit, so daß dies rasch erledigt ist. Die Wagen können wir im Hof stehen lassen, da er von hohen Mauern umgeben und ständig bewacht ist.

Wir werden im Refugio zum Nachtessen eingeladen, das, unter Berücksichtigung der herrschenden Lebensmittelknappheit, als sehr gut bezeichnet werden darf. Gern schlafen wir nun nach der langen Fahrt.

Am Morgen weckt uns entweder Kanonendonner von der zwei bis drei Kilometer entfernten Front, oder es besorgt dies Ralph, der in Madrid ist, um dort unsere administrativen Geschäfte zu erledigen. Das Morgenessen besteht aus einer Tasse «Kaffee», der aus gerösteten Weizenkörnern gebraut wird.

Im Hof unten stehen schon verschiedene Gruppen von Flüchtlingen mit ihren zurückbleibenden Angehörigen: Mütter mit Säuglingen, Schulkinder und Großmütter. Der Vater von vielen ist an der Front, liegt im Spital

oder lebt nicht mehr! Viel Elend und gebrochenes Glück ist alle Tage auf diesem ehemaligen Klosterhof anzutreffen. Viel Tränen und Umarmungen sehen wir jeden Tag! Mütter nehmen Abschied von ihren Kindern; Väter wollen ihre Frau und Kinder in Sicherheit wissen, während sie im Schützengraben stehen. — Irma unterhält sich mit den Kindern und wird so an ihre frühere Tätigkeit als Lehrerin an der Schweizerschule in Barcelona erinnert. Sie spricht eben mit einer Mutter, welche zwei Kinder gebracht hat und bedauert, dies nicht schon früher gemacht zu haben, bevor von ihren fünf Kindern deren drei bei einer Bombardierung elend umkommen mußten. Wir fahren aus Madrid!

In Valencia hat Jakob alles vorbereitet, so daß wir die Kinder in einem der Flüchtlingslager unterbringen können. Dann fährt er mit uns zur Tankstelle, um für den nächsten Tag das nötige Benzin zu tanken. Er muß alle Tage viel springen und laufen, damit für vier Wagen immer alles klappt.

### 4. Wollt Ihr helfen?

Ihr habt genug Brot und Milch. Ihr werdet durch keinen Krieg auseinandergerissen und müßt nicht in ständiger Angst sein, getötet zu werden!



Freund Ketterer hat jeweils in Valencia so viel zu tun, daß er sich das Rasieren für eine Rast auf der Fahrt sparen muß. Der Signalspiegel seines Camions dient ihm dabei als Rasierspiegel.



## Im Kinderheim

Unterricht im Freien - die Größeren helfen den Kleinen

### Aus weitem Briefen

Madrid, 12. Mai 1937.

Ich sitze hier in Madrid in einem Garten. Da ich bis zur Nacht warten muß, benütze ich die Gelegenheit, auf einer Bank ein paar Zeilen zu schreiben.

Unseren ersten Transport von Madrid führten wir ausgerechnet am 6. Mai, also am Auffahrtstag durch, nachdem wir tags zuvor in allen vier Camions Lebensmittel und Kleider hieher gebracht hatten. Unsere Dreitonnen-Wagen waren mit den Anhängern zu Fünf-Tonnen-Wagen geworden. Bei der Herfahrt nach Madrid wurde beim dritten Wagen der Ko-

lonne, die mir vorausfuhr, ein Zylinderkopf defekt; das Wasser lief in Strömen zum Auspuff hinaus. Die beiden ersten Wagen, die von der Panne keine Ahnung hatten, fuhren indessen weiter. Ich schloß mit meinem «Dunant» die Kolonne ab, um defekte Wagen abfangen zu können. Wie sollte ich nun den beiden anderen Wagen nachkommen? Ich nahm den defekten Wagen samt Anhänger ins Schlepptau, fuhr mit ihm sogar eine Paßstraße hinan, zirka zwölf Kilometer. Wenn nun auch mein Wagen defekt geworden wäre? Aber der Acht-Zylinder-Ford hielt durch und stieß dann am Meer zu den anderen Wagen, die einen Halt machten. Ein neuer Zylinderkopf behob den Schaden, und nach kurzer Mittagsrast ging's mit Verspätung weiter.

Um neun Uhr nachts fuhren wir in Madrid ein. Um Mitternacht erhielten wir im Schweizerklub Unterkunft, auf dem Boden, doch es ging auch so. Wenn man müde ist, geht alles. Um fünf Uhr morgens Tagwache. Wir brachten die Wagen in Ordnung, tankten usw. Das Ausladen der Lebensmittel nahm viel Zeit ins Anspruch. Um sieben Uhr wurden unsere Wagen mit Flüchtlingskindern und Frauen beladen. Herzerreißende Szenen spielten sich ab. Es war ein Durcheinander von Männern, Frauen, Töchtern, Kindern und Säuglingen. Alles mußte voneinander Abschied nehmen, weinte, schrie vor Trennungsschmerz. Soldaten in Uniformen umarmten ihre Frauen und Kinder, von denen sie nicht wußten, ob sie sie jemals wiedersehen werden. Mütter küßten ihre armen Kleinen,

drückten sie immer wieder an sich, konnten sich nicht von ihnen trennen. Aber es mußte sein. Kopf um Kopf wurde vom Beamten mit dem Namen gerufen, stieg der Reihe nach ein. Die Bündel, Koffern usw. verstaute wir im Anhänger. Nun sollten wir abfahren, aber ich konnte nicht. Es hatte auch mich hergenommen, und man mußte mit mir halt noch etwas Geduld haben, bis ich mir die Augen ausgewischt hatte.

Noch waren wir nicht lange gefahren, als mir die gute Irma von Rorschach, die vier Jahre Lehrerin in Barcelona war, durch das Sprachrohr zurief: «Du Sepp, du mußt sofort halten, es muß alles austreten.» Mit meinem Signal brachten wir alle Wagen zum Stehen. Gab das wieder ein Durcheinander beim Aussteigen! Und diese Unordnung jetzt schon in den Wagen, besonders durch die Säuglinge! So mußten wir mehrmals anhalten. Zuletzt erkannte man unsere Wagen von außen kaum mehr. Auf

allen Seiten und in allen Fenstern sah man Kinder, die Brechreiz hatten. So ging es den ganzen Tag. Mittags um zwei Uhr wurde auf einer Wiese vor einer Ortschaft das Mittagessen eingenommen. Bis da nun jedes wieder sein Päckchen hatte! Nachts um zehn Uhr kamen wir in Valencia an, wo wir die Armen in ein Flüchtlingslager verbrachten. Die dreizehnhündige Fahrt hatte die Insassen sehr mitgenommen, und auch wir Chauffeure waren sehr müde. Es sind strenge Fahrten. Für heute genug.

Valencia, Pfingstsonntag 1937.

Als wir gestern mit zwei Autos voll Flüchtlingen aus Madrid in die ganz verdunkelte Stadt Valencia einfuhren, war die Luft sehr schwül. Im Dunkel und ohne Licht mußten wir mit unseren Wagen den Weg ins Flüchtlingslager suchen, während die Alarmsirenen heulten. In einer Straße, wo wir durchfahren, traf eine Bombe einen

Tramwagen, was sich schrecklich auswirkte. Es heißt, daß die gestrige Bombardierung allein dreißig Tote und 70 Schwerverletzte verursachte. Und dem sagt man Krieg, wenn in einer ahnungslosen Stadt über friedliebende Bewohner plötzlich unheilbringende Bomben geschmissen werden, um sie zu zerfetzen oder für ein Leben lang zu Krüppeln zu machen! Ich glaube kaum, daß die Leute durch solche Greuelthaten abgeschreckt oder demoralisiert werden. Vielmehr wird der Haß noch grimmiger, die Vergeltung noch grausiger. Dabei sind es Brüder, die gegen Brüder kämpfen!

Der Sender Madrid wird nächstens eine Reportage über unsere Tätigkeit bringen. Näheres weiß ich aber noch nicht. Es ist nicht nötig, uns Geld nach Spanien zu schicken, aber wir sind sehr froh, wenn man unsere Arbeit in der Schweiz irgendwie fördern hilft.

Wir haben nie Angst, weil wir wissen, daß wir unter Gottes Führung stehen.

## Werk-Unterricht in einer Kolonie für Halbwüchsige,

welche durch die Ereignisse zu Schwererziehbaren geworden sind.





Ein Beispiel der ergreifenden gegenseitigen Hilfsbereitschaft. J g u a l a d a, eine katalonische Stadt von ca. 30 000 Einwohnern, hat alle diese Flüchtlinge aufgenommen, nährt und kleidet sie. Um in ihnen das Gefühl des Verlorenseins nicht aufkommen zu lassen, bilden Kinder und Lehrer die gleichen Klassen wie in der verlassenen Heimat.



# Ergreifende Solidarität



Mittleres Bild: Dieses Bild zeigt eine solche Klasseneinheit, die auch zur Lebensgemeinschaft wird. In ganz Katalonien, sowie an der Ostküste sind die Verhältnisse der Einwohnerzahlen zu den Flüchtlingszahlen ungefähr wie in Jgualada.

Lebensmitteltransporte für Madrid, die zum Teil von der Bevölkerung der verschonten Gebiete gespendet werden; z. T. auch von den Hilfskomitês der demokratischen Länder.



# Was geschieht mit den Kindern?

Gott sei Dank sagen wir uns, täglich führen jetzt unsere Schweizer Camions 120 Kinder aus der Hölle von Madrid, täglich fahren auch die englischen Camions mit ihrer Last von Frauen und Kindern nach Valencia hinunter in eine sehr relative Sicherheit. Aber die spanischen Mütter denken anders. «Was wird aus unseren Kindern», klagen sie, «sollen sie in der Fremde verwahrlosen und verkommen? Lieber sterben wir zusammen.» Und sie pressen sie in ihre Arme und

wollen sie nicht hinauslassen in das Elend, das schlimmer erscheint als der Tod.

Mit der Evakuierung beginnt erst die Aufgabe, eine Riesenaufgabe, denn niemals noch hat ein Krieg solche Massen von Flüchtlingen gekannt. Es ist das ja kein Krieg der Krieger, sondern ein Krieg gegen ein ganzes friedliches Volk, ja vor allem ein Krieg gegen Frauen und Kinder. So werden die künftigen Kriege geführt werden, und die Aufgabe, die Spanien heute

löst, wird immer wieder für uns alle entstehen, bis . . . ja, bis der Wille der Menschheit sich gegen diese Politik der Vernichtung sammelt.

Heute haben wir von Spanien zu lernen. Denn das, was heute in Spanien geleistet wird in Opferfreudigkeit, in Solidarität, in praktischer Organisation, oft aus dem Nichts, das allein würde den Spaniern unvergänglichen Ruhm sichern. Es ist genug, um jene Unwissenheit zu beschämen, die in den Spaniern ein rückständiges, unwissendes Volk sehen will, auf das wir anderen mit Mitleid heruntersehen dürfen.

Man muß sich klar machen, was hier geschieht. Das republikanische Spanien kämpft gegen ein Heer, das aufs großartigste von zwei mächtigen Staaten mit Menschen, Waffen, Hilfsmitteln aller Art versorgt wird. Es ist zurückgedrängt auf ein Gebiet, das zwar reiche Länder, Katalonien, Murcia und Valencia umfaßt, aber auch die kahlen Hochebenen Kastilien, die

Felsberge Aragoniens. Seine Küste wird auf schärfste bewacht von den feindlichen, durch das Nichtinterventionskomitee zur Kontrolle beorderten deutschen und italienischen Schiffen. An der französischen Grenze ist die Kontrolle unbarmherzig scharf, wie wir selber sahen. Nicht nur Madrid hungert. Auch in Valencia ist das Brot knapp, fehlen Fleisch und Milch. In Barcelona drängen sich die Lebensmittelschlangen vor leeren Fleischbänken. Dies Volk ist gewohnt zu hungern. Und das milde Klima bringt ihm das ganze Jahr hindurch Früchte, Gemüse, Getreide, Oel und Wein. Man wird nicht verhungern. Aber man wird hungern mit den Flüchtlingen.

Katalonien allein hat eine Million Flüchtlinge zu beherbergen, Barcelona, eine Stadt von 1,2 Millionen, dreihunderttausend. Jetzt kommen die Tausende von Bilbao; Valencia beherbergt auf 300 000 Einwohner 350 000 Vertriebene und Ausgewanderte. Alicante auf 512 000 Einwohner 60 000 Flüchtlinge, Cindad Real auf 427 000 Einwohner 12 000 Flüchtlinge usw.

Was geschieht mit ihnen?

Sagen wir es gleich: Soweit es geht, will Spanien, das republikanische Spanien, seine Kinder nicht in die Fremde geben. Es hat zwei sehr triftige Gründe: «Wir sind eine große Gemeinschaft», sagen sie, «in einem entscheidenden Kampf um Freiheit und nationale Existenz. Unsere Kinder sollen diese Stunde mit uns durchleben, durchkämpfen und durchleiden.» Mir scheint, daß die Enkel der Bauern von Morgarten und Sempach das verstehen sollten. Der zweite Grund ist tragischer: «Wir werden siegen», sagen die Republikaner, «gewiß wir werden siegen. Aber wenn wir sterben sollten, wie können wir dann wünschen, daß unsere Kinder überleben zu einem Leben der Knechtschaft und Entwürdigung? Besser, sie sterben mit uns.»

Fügen wir hinzu, daß das Ausland kaum bereit ist, die Millionenschar der heimatlos Gewordenen, der Bedrohten (es gibt keinen unbedingt sicheren Ort im ganzen republikanischen Spanien), diese stets wachsende Zahl aufzunehmen. Es gibt Ausnahmen. Die Kinder von Euzkadi, gegen das heute der Vernichtungskampf durch deutsche und italienische Flugzeuge geführt wird, können nicht im Lande bleiben. Zu Tausenden werden sie von England und Frankreich aufgenommen — es sind die Länder, deren Nichtinterventionskomitees ausschlaggebend waren für die heutige Lage in Spanien. Auch Mexiko, dessen Regierung sich von allem Anfang an rückhaltlos auf die Seite der Republik gestellt hat, öffnet weit die Tore seines Landes für die Vertriebenen.

Dazu gesellen sich die nordischen Staaten, die Schweiz sowie in großem Maßstabe Rußland. Aber dies alles genügt nicht. Hier also entstehen Aufgaben der Gastfreundschaft, denen vielleicht auch die Schweiz sich nicht entziehen wird; Aufgaben, deren Ausmaß wir noch nicht abschätzen können.

Was aber geschieht mit den anderen Kindern, die im Lande bleiben und sein Schicksal miterleben? Sie können weder in Valencia noch in Barcelona bleiben. Sie müssen verteilt werden auf das Land. Und dort kann man nicht alle diese Zehntausende unterbringen bei den armen, hilfsbereiten, aber selber schwer leidenden Bauern. Man muß Heime für sie schaffen, Schulen für sie errichten, muß eine dauernde Pflege und Erziehung organisieren und unterhalten. Eine Riesenaufgabe, selbst in einem reichen und friedlichen Lande. Spanien hat es fertig gebracht, mitten im Kriege das Werk aufzubauen, trotz des eisernen Gürtels, mit dem Europa es umgeben hat. Ich habe niemanden gehört, der aus dem Auslande kommend diese Arbeit sah, der nicht voller Bewunderung gewesen wäre. Es ist eine Arbeit, in der Regierung, Gemeinden, Einzelne zusammenwirken mit den großen Organisationen. Die Ayuda Infantil de Reraguardia, die Spanische Kinderhilfe, ist eine freie Organisation, die aber von der Regierung anerkannt und unterstützt wird. Es ist kein Werk

der Parteien, es umfaßt alle ohne Ausnahme, die hilfsbereiten Willens sind, und es schafft eine Mannigfaltigkeit von Hilfseinrichtungen, in denen jede Art von Gesinnung Freiheit hat, sich zu entfalten, vorausgesetzt, daß sie nicht der Republik feindlich sei. Wir haben kommunistische Heime gesehen und gewerkschaftliche und andere, die keinerlei politische Note zeigten. Leitsatz war bei allem: alles für die Kinder.

Aber alle diese Institute, Heime, Schulen, brauchen Beistand, praktischen Beistand zur Beschaffung des Lebensnotwendigen, und noch mehr vielleicht den Beistand unserer Teilnahme, unseres Verständnisses, unseres Miterlebens.

Was können wir Besseres tun als von ihren Aufgaben erzählen und zeigen, wie sie ihnen gerecht werden.

Die Arbeit ist vielfach gegliedert. Nach der Rettung aus den Kriegsgebieten kommt die erste Aufnahme in Refugios, den Durchgangslagern, kommt die Verteilung auf die Länder und in die Heime, kommt die Pflege der Verletzten, beginnt die stille Arbeit der Erziehung. Das alles ist verschiedenartig nach den Menschen, der Gelegenheit, den Gebieten. Wir wollen erzählen, was wir erlebt, und davon zeugen, was wir gesehen haben. Das wird am ersten zeigen, wie groß die Aufgabe ist, in welchem hohen Sinne sie erfaßt wird, wie wesentlich wir alle helfen können.

Die schönen ungewohnten Spielsachen machen das Sich-Eingewöhnen in das neue Leben leichter



Geflüchtete Frauen und Mädchen von Madrid, welche zu Krankenschwestern ausgebildet werden.



# Solidarität

Spanien könnte ein reiches Land sein. Sein Klima, das alle Mannigfaltigkeit Europas umfaßt, von dem Klima unserer Alpenhöhen bis zum tropischen Sommer Andalusiens, der Datteln reifen läßt, der fruchtbare Boden seiner Küstengebiete, seine Schätze an Metallen und Mineralien, die Weite seines noch menschenarmen Gebietes, die hohe Begabung des Volkes, der noch kaum errechnete Reichtum seiner Bodenschätze: das alles ist ein in Europa seltener Reichtum... ein noch vergrabener Schatz. Denn dieser Reichtum wird wirken nur durch strenge und planvolle Arbeit. Dies Land aber ist, mit Ausnahme weniger Gebiete, durch Jahrhunderte ausgebeutet worden, oft in rücksichtslosem Raubbau. Seine Gebirge sind abgeholzt und dadurch zum Teil verkarstet. Es wird Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte brauchen, sie wieder zu kultivieren und aufzuforsten. Sein Boden wird allzu häufig noch ganz primitiv mit allereinfachsten Werkzeugen bestellt. Denn dem Kleinbauern, dem Pächter, dem «Rabasseiro», der den größten Teil seiner Ernte abgeben muß, fehlt das Betriebskapital. Wohin aber die Pachten und Abgaben gingen, welche die Großgrundbesitzer erhielten, das zeigt der, allzu oft geschmacklose, Prunk ihrer Stadtpaläste und Landhäuser.

Spanien ist ein armes Land.

Aber die Armen sind gewohnt, sich untereinander zu helfen.

Wir haben Arbeiterwohnungen gesehen, die ärmer waren als was der ärmste Schweizer sich in schlimmsten Alpträumen vorstellt. «Sie helfen mir alle», sagte die Mutter dieses «Heims». Acht Kinder hatte sie. Den Jüngsten trug sie an der Brust. Der Mann war an der Front. Er schickte seinen Sold: zehn Peseten, das sind Franc 1.50. «So gut ist es mir noch nie gegangen.» Sie hatten immer zu essen. Freilich war das Essen am fraglichen Tage nur ein

paar große Zwiebeln. Aber wenn sie gar nichts hatten, so halfen eben die Nachbarn aus.

Und diese ganz persönliche, nachbarliche Solidarität hat sich in weitere Kreise ausgewirkt: in den großen genossenschaftlichen Organisationen der Arbeiter und vor allem der Bauern. Sie wirkt sich jetzt aus im Werk der Kinderhilfe (Ayuda Infantil), in der großen spontanen Hilfsbereitschaft der Gemeinden, in der Tätigkeit Einzelner, die sich ganz dieser Aufgabe widmen, ohne Belohnung, ohne Ruhm, ohne Erwartung einer Anerkennung.

Es sind nicht nur die Proletarier, nicht nur die Sozialisten, die so arbeiten. Das ganze spanische Volk im Gebiet der Republik, mit Ausnahme der kleinen faschistisch gesinnten Minderheit, ist heute in der großen Anstrengung der nationalen und demokratischen Verteidigung zusammengeschlossen.

Wir haben gearbeitet mit einem Madrider Unternehmer. Seine Fabrik stand still, sein großes Hotel lag tot, seine Wohnung wurde von Bomben heimgesucht. Er arbeitet für die Kindererziehung. Unermüdlich durchfährt

Nähestunde in einem Kinderflüchtlingsheim.



er in seinem schon etwas schäbig gewordenen Auto das Land, ohne offiziellen Auftrag, aber mit behördlicher Erlaubnis und Unterstützung, schaut nach, wo es in den Dorfschulen nicht klappt, besucht die Kinderheime, rät, ermahnt, ermuntert, wird vorstellig bei den Behörden, hilft, hilft — erteilt Ratschläge. Ich glaube, es hat zur Zeit der Französischen Revolution so etwas auch in der Schweiz gegeben unter den Freunden und Helfern Pestalozzis. Ich habe selten einen solch heiter gelassenen und gütigen Menschen getroffen, obgleich er sich offenbar verzehrte in der Arbeit... für die Kinder und die Zukunft seines Volkes. Sein verlorenes Vermögen beschwerte ihn nicht.

Oder jener Arzt in Barcelona, der seine Klinik geschlossen hatte, um ganz nur für die Ayuda Infantil zu arbeiten. Seine junge Frau hört von einer Möglichkeit, Madrider Kinder in einem leeren Haus in Puigcerda unterzubringen. Sie nimmt Urlaub in der Schule, in der sie angestellt ist. Fährt hin. In vier Tagen hat sie das verlassene Haus nicht nur gereinigt, gestrichen, zurechtgeräumt. Sie hat auch dreißig Kinder so aufgenommen, daß sie bereits eine fröhliche und vertrauensvolle Familie bilden.

Das sind nur einige Beispiele, die sich vermehren ließen.

Aber noch fehlt es dieser «Familie» an allem: nicht genug Geschirr, nicht genug Bettwäsche und Decken, keine Hemden zum Wechseln, keine Kleider, weder Spielzeug noch Bücher, noch Medizin, noch genügend Geld, um das Heim zu unterhalten.

Sie haben das schöne, weite Land. Sie haben Häuser und Gärten genug. Sie haben liebevolle Pfleger und Erzieher in Ueberfluß. Und sie haben eine Regierung, die bereitwillig und weitsichtig all ihre Arbeit unterstützt.

An allem anderen haben sie Mangel.

Man muß die geduldig wartende Menge vor den Lebensmittelläden und den Markthallen der Großstädte sehen, man muß sich der armen Dörfer, der elenden Arbeiterviertel erinnern, man muß sich vergegenwärtigen, was es heißt, Millionen Flüchtlinge zu versorgen, ein ganzes Volk, das heimatlos gemacht ist, um zu verstehen, wie sehr hier internationale Hilfe not tut.

Wenn je der Gedanke des Roten Kreuzes notwendig war, Nöte und

Verderben des Krieges zu lindern durch die Hilfe der neutral gebliebenen Völker, so ist er es hier. So ist diese menschliche Solidarität selbstverständliche Pflicht, ja mehr: vorschauende Klugheit für ein Volk, das

wie das Schweizervolk noch (wie lange?) verschont geblieben ist von den furchtbaren Katastrophen, die ein wahnsinnig gewordenes Europa immer ärger heimsuchen und zu vernichten drohen.

## Regierungsmaßnahmen

Wo immer möglich, werden geflüchtete Familien gesamthaft untergebracht und nicht auseinandergerissen, aber trotzdem müssen häufig die einzelnen Glieder in verschiedenen Familien untergebracht werden. Es ist erstaunlich, wie aufnahmebereit die Städte und Dörfer überall im Lande sind. Wir bringen einige Bilder, die eine Anschauung geben, was ein einziger Ort für Flüchtlingsmassen beherbergt. Aber auch diese Kinder sollen nicht untergehen in der fremden Umgebung. Während das Gesundheitsministerium zusammen mit der spanischen Kinderhilfe Refugios und Heime eröffnet und unterhält, nimmt sich das Unterrichtsministerium der in Familien versorgten Kinder an.

Seine Vorschriften bestimmen, daß die Kinder einer Schule möglichst am gleichen Orte unterzubringen sind. Verantwortlich für sie ist der Lehrer, der bis 50 oder 60 Kinder versorgen soll. Er hat entweder selber den Unterricht (eventuell mit dem Ortslehrer) zu erteilen oder Sorge zu tragen, daß die Kinder der Ortsschule eingegliedert werden. Jedenfalls ist er verantwortlich dafür, daß sie unterrichtet und weitergebildet werden. Er ist aber auch verantwortlich für ihr sonstiges Wohlergehen. Er hat die Familien, in denen sie leben, zu besuchen, zu beraten, wenn Mißstände vorhanden sind, mit der Gemeindeverwaltung für Abhilfe zu sorgen, eventuell an zentralere Stellen zu berichten. Er hat die Verbindung mit Eltern und Vormündern aufzunehmen und über das Ergehen der Kinder zu berichten, den

Kindern bei ihrer Korrespondenz zu helfen. Wo es angängig ist, soll er Sorge tragen, daß getrennte Familien wieder vereinigt werden, daß jedenfalls Geschwister zusammen leben können. Er hat aber auch in der Freizeit der Kinder für Verbindung unter ihnen zu sorgen. Einrichtung von Kinderklubs, Organisationen, die dem Vergnügen, dem Sport, der Weiterbildung dienen, Bibliotheken, «Kinderecken», Kinderzeitungen einzurichten und zu fördern. Er hat Aufnahme und Entlassung der Kinder zu kontrollieren. Körperlich Leidende oder geistig Anormale sollen durch ihn den geeigneten Institutionen überwiesen werden unter Mitarbeit der Aerzte, die zur Betreuung der Kinder bestellt sind. Zugleich aber soll er Behörden, Gemeinden und die Öffentlichkeit für das Los der Kinder interessieren, um mit ihrer Hilfe es immer mehr zu verbessern. Es ist wahrhaftig nicht wenig, was hier verlangt wird. Wir haben beobachten können, wieder und wieder, wie ernsthaft man sich bemühte, diese Aufgabe zu erfüllen. Die kurzen, nur vier Seiten umfassenden «Instruktionen» des Unterrichtsministeriums aber werden immer ein Dokument ernster Einsicht und hingebenden guten Willens in allerschwerster Zeit bleiben.

Es gibt ein Wort, der Wert eines Volkes messe sich nach dem Eifer, mit dem es für seine Jugend Sorge. Wenn das stimmt, so werden die so vielverleumdeten und angefeindeten spanischen Republikaner einen hohen Rang einnehmen unter den europäischen Völkern.

Eines der vielen Heime in Barcelona. Diese Villa war früher während einiger Wochen des Jahres von 2 Personen mit ihrer Dienerschaft bewohnt; jetzt beherbergt sie 50 bis 60 Kinder.



# REGIERUNGS



# MASSNAHMEN



Schule in einem ehemaligen Bade-  
etablisement. Die Anstalt beher-  
bergt 500 Kinder.



Die Kinder schmücken ihre Zimmer aus



Die vollen Teller und der Orangenberg bieten lang entbehrte Herrlichkeiten



# Heime

In Katalonien und Valencia, in Aragon und Kastilien ist die große, große Masse des Volkes republikanisch. Aber es gibt auch Francofreunde, wenn ihre Zahl auch angesichts der furchtbaren Kriegstatsachen immer seltener wird. Und es gab solche, die offen mit der Waffe, aber auch heimlich und darum gefährlich mit Verschwörung für ihn kämpften. Wer entdeckt wurde, wer sich der Entdeckung durch die Flucht entzog, dessen Besitz wurde beschlagnahmt. Und so gibt es jetzt hier und dort, in den Städten und auf dem Lande, Paläste und Landhäuser, Villen und Sommerwohnungen, die leer stehen. Es sind die schönsten und reichsten im Lande. Sie sind nicht nur mit «allem Komfort der Gegenwart» ausgestattet, sondern darüber hinaus nicht selten mit allem Luxus des ungemessensten Reichtums. Ein schneidender Gegensatz zur hoffnungslosen Armut der Dörfer, zum schmutzigen Elend der Arbeiterviertel.

Diese Häuser hat man beschlagnahmt und wandelt sie in Kinderheime um. So erwächst aus der ungeheuren spanischen Not ein Gutes. Ungezählte Tausende von Kindern lernen zum erstenmal die Schönheit und den Reichtum der Erde, zum erstenmal ein gesundes und sicheres Leben kennen, erfahren zum erstenmal, was Technik und Kunst zu leisten vermögen, um das Menschenleben zu erleichtern und zu verschönern, und erleben eine freie Gemeinschaft. Sie werden das nie vergessen, was auch über sie und ihr Land kommen mag. Die Erfahrung dessen, was ein menschenwürdiges Leben ist, wird in ihnen bleiben und sie treiben, es zu erobern... für sich und andere.

Es ist gewiß noch niemals ein solch gewaltiges soziales Experiment ge-

Die junge Generation soll durch sinnvolle Körperkultur stark und kräftig heranwachsen



## Das erste Bad

nach der Ankunft ist für die meisten eine schmerzvolle Angelegenheit, aber sehr bald wird das wöchentliche Reinigungsbad zu einem Fest.

Ueber jedes Kind wird bei seinem Heim-Eintritt eine Karthottkarte angelegt, die auch über seine gesundheitlichen Verhältnisse Auskunft erteilt.

macht worden wie diese aus dem spanischen Volke selber herauswachsende und durch seine besonderen Verhältnisse bestimmte Kinderhilfe.

Charakteristisch ist vor allem seine Mannigfaltigkeit.

Von allen Heimen, die wir besichtigten, und deren Bilder wir sahen, glich nicht eins dem anderen.

Da war das größte im Süden von Valencia. Es lag in einem steinigem Hügelland, wohl geschützt in der Einsamkeit eines großen Pinienwaldes vor Fliegerbomben und Schiffskanonen. Die Siedlung war ein Bad gewesen. Im Keller des Hauptgebäudes floß das heilkräftige Wasser kühl und erfrischend durch große steinerne Bassins. Droben lebten die geflüchteten Kinder, zum Teil mit ihren Müttern zusammen. Die Schlafzimmer und der große Speisesaal wirken noch fast wie ein großes Hotel. Aber rund umher in den Pavillons wurde Schule gehalten. Im großen Vortragssaal

spielten sie ein selbstverfaßtes Spiel zum ersten Mai. Jede Schulklasse und jede Tischgemeinschaft in dem blumengeschmückten Speisesaal hatte sich ihren Namen gegeben: «Junge Garde», «Rote Flieger», «Largo Caballero», «Karlo Marx», und so weiter. Und alle grüßten mit dem Gruß der Republik: «Salud.»

Ganz, ganz anders sind die Familiengemeinschaften von Perello. Hier sind die Kinder in den kleinen Sommerhäuschen untergebracht. Eine Familie in jedem Hause, die mütterliche Lehrerin und etwa zehn Kinder von vier bis vierzehn Jahren. Eine Köchin ist da für jedes Haus. Sonst wird alle Arbeit von den Kindern gemacht. Der Unterricht, aber ein ganz freier Unterricht, und das Spiel am Meeresstrand, fügt sich selbstverständlich in das Familienleben ein. Und die größere Gemeinschaft der sechs Familien sorgt dafür, daß sich kein Familienegoismus entwickeln kann. Die Kin-

der haben ein kleines Familienparlament und verwalten sich selbst. Das funktioniert offenbar ausgezeichnet.

Ist hier der Rahmen des kleinen Fischerdorfes freundlich und einfach, so kann man in den Kinderheimen von Barcelona fast von prunkvoller Umgebung reden. Denn hier, wo sich unten im Hafenviertel Schmutz und Elend zusammendrängen, wie in allen Hafenstädten, hat man die Kinder herausgeholt auf die schönen Abhänge des Monjuich, wo auch das große Refugio Stadion liegt, und hat sie untergebracht in die palastartigen Villen, die solch aufschlußreichen Gegensatz bilden zu den Slums im Tale.

Unsere Bilder zeigen ein solches Heim. Was sie nicht zeigen können, das ist die erfindungsreiche Sorgfalt, mit der man diese Prachtvillen umgewandelt hat in schlichte und von Freundlichkeit strahlende Kinderheimaten, und das aufblühende Leben der aus dem Elend geretteten Kinder

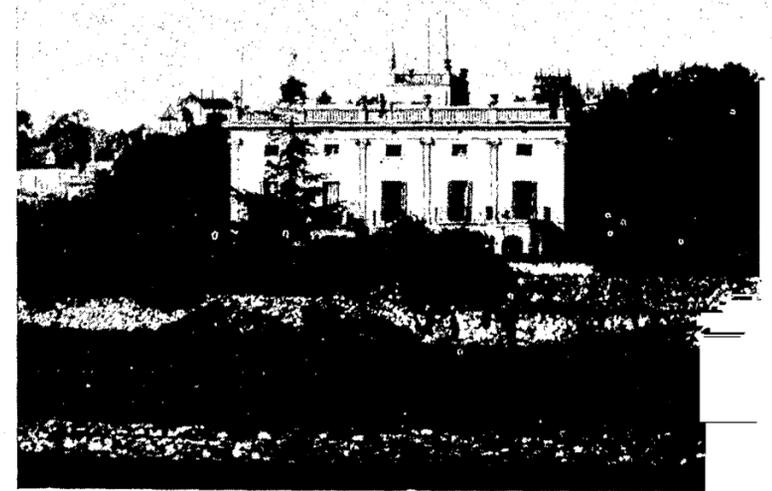
... das alles trotz der Not, die auch hier die Arbeit und die Gemeinschaft überschattet.

Denn das dürfen wir nicht vergessen: sogar in Barcelona, wo alles noch am reichlichsten vorhanden ist, bedarf es größter Erfindungsgabe, um Refugios und Heime zu versorgen. In Valencia ist es schwieriger. In Madrid ist ausreichende Versorgung unmöglich. Milch ist knapp, Brot unzureichend. Es fehlt an Wäsche, es fehlt an Kleidung. Seife ist ein Luxusartikel. Medizinen und medizinische Instrumente fehlen... Ach es gibt kaum etwas unter den vielen Dingen, an denen die Schweiz Ueberfluß hat, das man nicht mit verlangenden dankbaren Händen empfangen würde, das nicht dringendste Bedürfnisse sättigen würde.

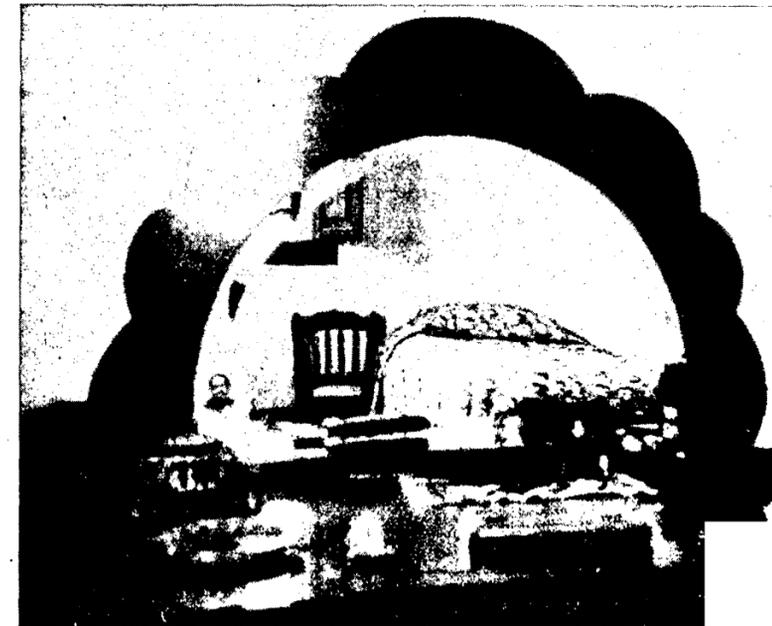
Sie haben einen Ueberfluß an Raum in ihrem schönen, heiteren, gesunden Lande. Sie haben einen Ueberfluß an Menschen, hilfsbereiten, schaffensfrohen, erfindungsreichen. Sie haben aus diesem ihrem Reichtum heraus eine Hilfe aufgebaut und unterhalten sie mit größten Opfern, vor der wir staunen und beschämt stehen. Aber alles das reicht nicht aus.

Es gibt Nöte, die so groß sind, daß jede Hilfe bisher versagte.

Die Eroberung Malagas, der Vormarsch der Aufständischen und der Afrikaner an der Südwestküste hat eine Flüchtlingswelle nach Andalusien hineingeworfen von Allerelendesten und Verkümmertsten, die man nicht wagt, mit den anderen Flüchtlingen zusammenzubringen, für die bisher noch keine ausreichende Sorge geschaffen werden konnte. Die Menschen, die hier in großen Lagern zusammengedrängt sind, haben nie gelernt, sich zu helfen. Sie werden zugrunde gehen, wenn nicht der gute Wille und die Tatkraft der republikanischen Regierung weitgehende Unterstützung findet in dem Europa, das diese Not entstehen ließ, weil es in seinem Herzen den Keim der Putsche, Interventionen und Kriege wachsen und gedeihen ließ. Es ist nicht Wohltat, es ist Wiedergutmachung, wozu wir aufgerufen werden.



Ein Heim in Barcelona



Ein Heim in Perello, einem Fischerdorf südlich von Valencia



Die Kolonie Perello am Strande. Hier wird aber auch gleichzeitig Naturkunde und Geographie unterrichtet; Anschauungsmaterial liefert die Natur.

### Die erste Nacht im reinen Bett - Endlich wieder ein Heim



# SCHULEN

Wir haben in der Schweiz die Erinnerung an eine der größten Erziehungsreformen, die erwuchs aus einer ähnlichen Kriegssituation, wie sie heute Spanien erlebt. Pestalozzi, der die durch den russisch-französischen Einfall auf Schweizerboden heimatlos gewordenen Flüchtlingskinder in Stans sammelte, begann mit ihnen die Erziehungsversuche, an denen wir heute nach anderthalb Jahrhunderten noch lernen. An dieses große schweizerische Beispiel wird man erinnert, wenn man die Arbeit der spanischen Kinderhilfe studiert.

Trotz der ungeheuren Aufgabe, die

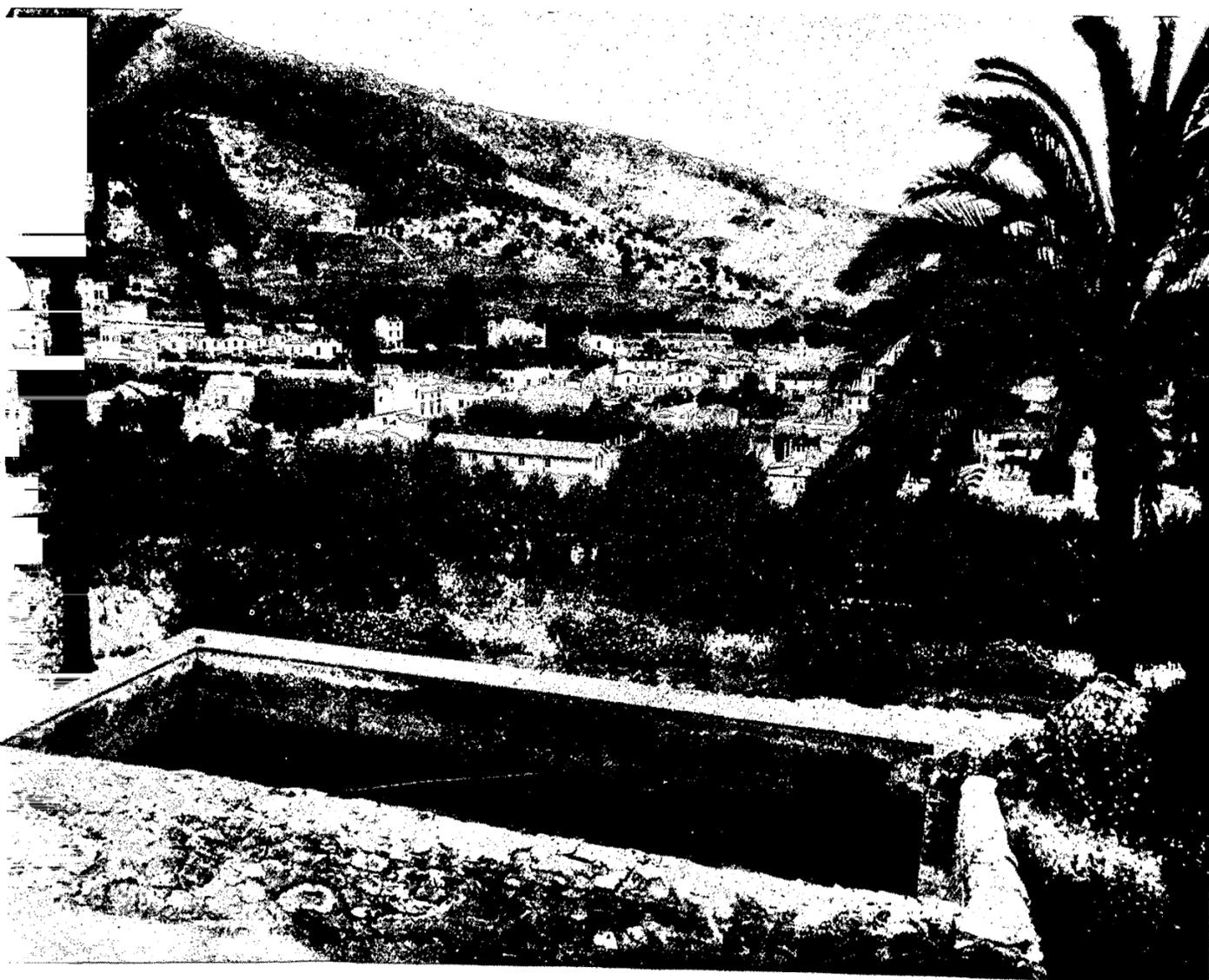
allein durch die Unterbringung und Pflege der Kinder entstehen und mitten in aller Not der aufgezwungenen Verteidigung werden hier Erziehungsversuche angestellt, die von größter menschlicher Bedeutung sind und gewiß ihre Früchte tragen werden für Spanien und hoffentlich auch für Europa.

Spanien hat seit langem aufs allerstärkste in dieser Richtung gearbeitet, ohne daß diese Arbeit im übrigen Europa die Aufmerksamkeit fand, die ihr gebührt. War es doch immer ein unbekanntes Land für die meisten Europäer. Richtiger sagen wir freilich:

einige fortschrittliche Erzieher haben so gearbeitet, unterstützt von gleichgesinnten Gemeinden. Der Staat überließ die Schulen im wesentlichen der Kirche. Diese aber hat es nicht vermocht, wohl auch kaum versucht, den Analphabetismus nur einzuschränken. Noch vor wenig Jahren waren kaum zwei Drittel der Spanier des Lesens und Schreibens kundig und nicht einmal die Hälfte der Frauen. Heute hat sich das sehr wesentlich geändert und bis in die Schützengräben hinein (das ist buchstäblich zu nehmen) arbeitet man an der Schulung und Weiterbildung der Erwachsenen.

Aber neben der offiziellen Schulpolitik und oft gegen ihren Druck gab es seit langem eine sehr starke erzieherische Arbeit. Wir haben eine dieser Reformschulen in Barcelona gesehen, «die Schule am Meer». Sie ist untergebracht in einem Pavillon am Strande. Die Flut gelangt bis unter die

**Untenstehendes und nebenstehendes Bild: Landwirtschaftliche Schulen für Burschen von 14—20 Jahren in Katalonien. Neben Schweinen werden auch Kühe und Hühner gezüchtet; das weit-  
ausgedehnte Gut produziert aber auch Oliven, Haselnüsse, Spargeln, sowie Gemüse und Obst aller Art. Solche landwirtschaftliche Schulen sollen in vermehrtem Maße eingerichtet werden und zwar als Verpflegungszentrum einer Gruppe von Heimen.**



Pfähle, auf denen er erbaut ist, die Meeresluft durchflutet ihn. Er liegt dicht bei den schlimmen Elendsquartieren des Hafenviertels. Ursprünglich war die Schule nur bestimmt, Kinder aufzunehmen, die erholungsbedürftig waren, gleich unseren Wald- und Freiluftschulen. Aber die Arbeit der Erzieher hat aus diesem Erholungsheim ein Zentrum kindlicher Selbstverwaltung und freier künstlerisch-schöpferischer Erziehungsarbeit gemacht. Wir können nicht davon berichten. Wir wollen nur zeigen, wo die Wurzeln der Arbeit liegen, die wir in den Kinderheimen erleben.

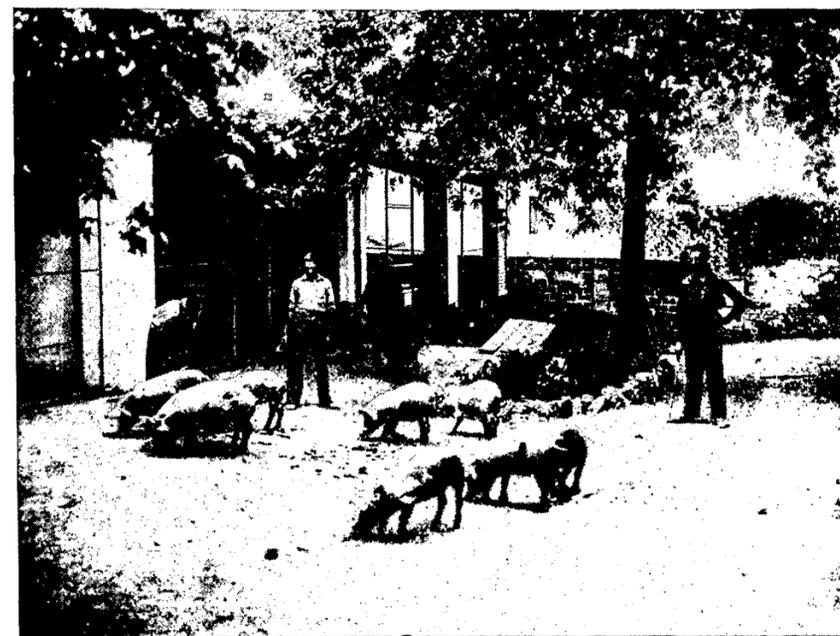
Es gibt Filme, welche der europäischen Öffentlichkeit einen Eindruck vermitteln, wie hier gearbeitet wird, und wir wollen hoffen, daß diese schönen Filme, die zeigen, welchen Weg ins Leben das republikanische Spanien seinen Kindern zeigt, ihren Weg auch in die Schweiz finden werden.

Da sehen wir die Kinder bei der Arbeit im Haus und Garten. Wir sehen sie beim Spiel im Freien und Gymnastik treibend. Wir sehen sie in freier Arbeit um die Lehrer versammelt, musizierend, bastelnd, erzählend und zuhörend. Wir sehen sie ihre eigenen Stücke aufführend, ihre Zimmer malend und ausschmückend. Wir sehen, wie aus elenden und verkümmerten Frühreifen unter dieser Pflege gesunde, fröhliche, tätige Menschlein werden.

Aber Erleben ist besser als nur Schauen. Darum will ich von einer Schule, einer Erziehungsgemeinschaft erzählen, die ein allerbestes Beispiel ist für das, was in vielen Heimen mit größerer oder geringerer Weisheit, aber überall mit Liebe, Sorgfalt und Hingabe versucht wird.

Dieses Heim hat in einem kleinen Fischerdorf bei Valencia Madrider Kinder und ihre Lehrerinnen gesammelt. Das Dorf war sommerlicher Badeort. Die reichen Valencianer mieteten sich dort ihre Sommerwohnungen, nah am Strande. Diese Häuser stehen jetzt leer. Und sechs unter ihnen hat die Gemeinde ihren geflüchteten Gästen, den Kindern und Erzieherinnen, zur Verfügung gestellt.

«Wir haben uns in sechs Familien geteilt», sagte die Leiterin, eine zarte Blondine. «Jede Familie hat ihren Haushalt für sich, ihre Mahlzeiten, ihre Arbeit, ihren Unterricht. Nur die Küche besorgt eine Angestellte. Alle anderen Arbeiten machen die Kinder. Jede Familie hat kleine und große, zwischen vier und vierzehn Jahren. Sie helfen sich untereinander. Sie erziehen sich gegenseitig.» — So ist's in der Tat. Wir finden jedes Haus gegen elf Uhr blitzblank, kühl an dem heißen Sonnentag, all die sauberen kleinen Betten mit lustigen bunten Decken gedeckt. Wir finden jede Familie



beim Unterricht. Sie sitzen um den großen Wohnzimmertisch und der Unterricht erscheint so fröhlich wie ein Spiel. Halb erwachsene Mädchen, kleine Frauen bereits, spielen mit den Kleinsten. Die Größeren zeigen stolz ihre Hefte, so schöne Schrift, solch feine bunte Zeichnungen. Man könnte gleich eine Schulausstellung damit machen. Aber sie wollen gar nicht ausstellen. Es ist die selbständige Arbeit, die sie erfreut.

Verantwortung und Selbständigkeit, dazu sollen sie erzogen werden. Darum haben sie auch ihre eigene Verwaltung, ihre kleinen Versammlungen, eine familie ebenso wie in der großen Gemeinschaft der sechs Familien. Und diese Selbständigkeit führt zu einer Freiheit, Sicherheit und Leichtigkeit der Haltung, die jedes dieser Kinder nicht nur liebenswürdig, die sie liebenswert erscheinen läßt.

Man muß die Hölle von Madrid erlebt haben, aus der diese Kinder kommen, man muß die entsetzliche Armut gesehen haben in Kastilien, ihrer Heimat, um ganz zu würdigen, was hier stille, selbstverleugnende Arbeit, was heiße Liebe zum Volke schöpferisch geleistet hat.

Wer aber sollte auch diese Kinder nicht lieben? Nach unserer Wanderung durch die fünf Familien wurden wir ins Haupthaus geführt, wo sich alle versammelt hatten, die Heimatlosen, die hier eine neue Heimat gefunden haben. Bedroht freilich von den Bomben Francos auch hier und unter der Kontrolle der vom Nicht-interventionsausschuß eingesetzten deutschen Kriegsschiffe. Soviele Köpfe, so viele scharf ausgeprägte kleine Individualitäten, alle Typen

des typenreichen Europa schienen hier versammelt, von nordisch Blondem zu dunkelbraunen Mittelmeermenschen... Sie sangen für uns. Sie sagten uns Gedichte, Gedichte, die entstanden sind in der Not und dem Heldentum dieses Jahres. Eine blonde Vierzehnjährige begann die Klage um Madrid, die zerstörte Heimat. Kleinere antworteten. Zuletzt sprach ein Elfjähriger, den wir schon als kleinen Malkünstler kannten. Gertenschlank, ein adlig schmales Gesicht und Augen, die wie dunkle Flammen brannten. Der ganze kleine Mensch schien eine verzehrende Flamme von unvergeßbarem Leid und unbezähmbarem stolzem Mut. Kinder reifen schnell in der Glut dieses leidenden und kämpfenden Landes. Es gehört viel, viel schützende Liebe dazu, sie zu bewahren vor dem Verbrennen, sie zu erhalten mit all den großen Gaben und Hoffnungen ihrer herrlichen Jugendliebe... Pestalozzis Liebe und Weisheit ist unter dem Kriegssturm dieses Jahres in Spanien lebendig geworden. Aber wird sie nicht vertilgt werden durch das, was wir so schön «moderne Kriegstechnik» nennen?

Ich hörte wenige Wochen nach diesem Besuch den Gesundheitsminister des Baskenlandes in Paris berichten über die Leiden seiner Heimat. Seine Stimme brach, als er sprach von «nuestros pequeños niños», unseren kleinen Kindern...

Ich habe nur den einen heißen Wunsch, daß ich nie vergessen möge, was ich in Spanien sah, und daß ich die Kraft habe, davon Zeugnis abzulegen: Liebe, die gemartert und getötet wird und bis zum Tode getreu ist.

# Kulturarbeit der spanischen Volksarmee



Die halbfeudalen Besitzverhältnisse in Spanien, wie sie bis zur Errichtung der Republik im Jahre 1931 herrschten, sowie die unbeschränkte Macht der katholischen Kirche machten aus Spanien ein Land von Analphabeten, ein Land, in welchem Arbeiter und Bauern vergeblich nach Bildung und Kultur rangen.

Heute ist es anders geworden. Gewaltig ist die Veränderung, welche seit der Ausrufung der Republik sich auf dem Gebiete der Volksbildung vollzogen hat; diese Entwicklung ist durch den Ausbruch des Bürgerkrieges nicht etwa gehemmt, sondern sogar gefördert worden. Das ganze freie Spanien ist eine Schule für Bauern und Proleten geworden. Die Massen des Volkes hat ein wahrer Wissenshunger, ein Durst nach Bildung erfaßt, die zu stillen die Regierung und die führenden Parteien der Volksfront sich zum Ziele gemacht haben. Etwas Heroisches, wirklich Heldenhaftes liegt in dieser gewaltigen Schulungsarbeit, die mitten im grausamsten Bürgerkrieg, mitten im Kampf um Leben oder Tod geleistet wird. Immer und immer wieder muß man staunen, wie die spanische Volksarmee, die neben vielen anderen Organisationen wohl die größte Schulungsarbeit leistet, mitten in ihrem schweren und blutigen Kampfe dem arbeitenden Spanien die Fahne der Kultur voranträgt. — Einige Erlebnisse an den Fronten zeigen uns dies mit aller Deutlichkeit:

Wir stehen an der Front, ganz vorn in den Schützengräben, hundert Meter vor uns die faschistischen Stellungen. Die Soldaten sitzen in ihren Unterständen, wo sie die Bewegungen des Feindes beobachten, wo sie über die militärischen Aktionen diskutieren und gleichzeitig viele von ihnen lesen und schreiben lernen. Hier im Unterstand, in der nächsten Nähe des Feindes wird gelernt und gearbeitet, die Soldaten sind nicht bloß Kriegsmaschinen, sondern sie sind auch hier vor allem Menschen, die ein Recht auf Wissen und Bildung haben.

Mit ungelinker Hand schreibt hier ein Bauer seine ersten Schriftzeichen. Freude spiegelt sich auf seinem Gesicht, wenn sein Lehrer, ebenfalls ein Soldat, Fortschritte in seinen Schreibübungen feststellt. Mit einem geradezu kindlichen Eifer setzt er Buchstabe neben Buchstabe, mit dem ganzen Gesichte strahlend, wenn er wieder eine Reihe von Buchstaben hingekritzelt hat.

In einer anderen Ecke des Unterstandes, im Dämmerlicht einer flackernden Kerze, buchstabiert ein alter

Soldat irgend einen Abschnitt aus einer Zeitung. Mit Eifer und Ausdauer geht es Zeile um Zeile weiter, mit einem Finger immer schön den Worten nachfahrend. Dieser alte Arbeiter wird unterrichtet von einem Burschen, der vor dem Krieg in einer Schule schreiben lernte. Rührend ist es zu sehen, wie dieser Junge stolz ist, sein Wissen weiterzugeben und wie glücklich vor allem der Alte ist, jetzt in seinem Alter noch lesen zu lernen. Schon jetzt freut er sich darauf, in sein Dorf zurückzukehren, um dort sein Wissen weiterzubreiten, weiß er doch, daß er dort viele begeisterte Schüler finden wird.

Hier stehen einige Soldaten im Kreise, während in ihrer Mitte ein junger Kommandeur ihnen aus einem Geschichtsbuche vorliest. Alle lauschen aufmerksam, damit ihnen ja kein Wort entgehe. Hier und da wird der Vorlesende durch eine Frage unterbrochen, oder er unterbricht sich selber, um eine Stelle noch deutlicher zu erklären oder um eine Frage an seine Schüler zu stellen. Man würde nicht glauben, daß man im Kriege ist, wenn nicht alle Soldaten die Gewehre in ihren Fäusten hielten, bereit, im nächsten Augenblick in ihre Stellungen zu springen. «Nicht durch bloße brutale Gewalt werden wir siegen, sondern unseren Sieg erkämpfen wir durch Aufklärung und Ueberzeugung», sagt später der junge Lehrer zu uns.

Vor einer halben Stunde sind die Soldaten aus den vordersten Linien ins Quartier zurückgekehrt; jetzt sitzen sie schon in ihrer Schule an Tischen, auf Stühlen und am Boden und hören auf die Worte des Lehrers, der ebenfalls Soldat ist. Die Schriftzeichen werden an eine Wandtafel geschrieben und von den Soldaten abgeschrieben, der Lehrer geht von einem zum andern und muntert sie auf.

In einem anderen Raume, in welchem dicht gedrängt die Soldaten sitzen und stehen, erzählt der Lehrerkamerad vom jahrhundertalten Kampf des spanischen Volkes um seine Freiheit. Alle lauschen gespannt seinen Worten, auf allen Gesichtern liegt Ernst und Verwunderung; wie eine Offenbarung wirken die Worte des Vortragenden. Er ist ein Sozialist, der viele Zeit seines jungen Lebens als Revolutionär hinter Kerkermauern verbracht hat. Heute ist er Lehrer, Erzieher von Hunderten von Soldaten. Sie werden seinen Geist und seinen unbezähmbaren Kampfwillen in sich aufnehmen und dadurch zu Kämpfern für ein neues befreites Spanien werden.

Diese Schulungsarbeit macht einen wirklich gewaltigen Eindruck auf uns. Sie erscheint gleichzeitig fremd und nah; fremd die Umgebung, nah die Menschen. Mitten in zertrümmerten Häusern, fast unter Ruinen



Bilder vom Refugio Montjuich in Barcelona

Links unten: Der Küchengehülfe. Rechts unten: Unterrichtsstunde im Stadion





Baskische Fischerfrauen

## Katalonien

Katalonien ist ebenso wie das Baskenland ein Land für sich, ein Land, das sich nie ganz zu Spanien gerechnet hat und immer sehr viel nähere Beziehungen zu Frankreich unterhielt als die übrigen Länder der iberischen Halbinsel; ein Land, das seine eigene Sprache, Ueberlieferung und Kultur behauptet und pflegt; ein Land, das eine Autonomie besaß, die vom zentralistischen Absolutismus bekämpft und unterdrückt wurde; ein Land, das von der Demokratie einen ähnlichen Zustand föderalistischer Freiheit fordert und erhofft, wie die Schweiz ihn seit Jahrhunderten hat.

Die Schwierigkeiten und Unruhen, die Ausschreitungen des katalanischen Anarchismus sind zu begreifen nur aus der Tatsache der langen Unterdrückung des katalanischen Volkes

durch einen wesensfremden bürokratischen Zentralismus. Sie sind gleichzustellen etwa den Ausschreitungen der Widertäuferbewegung in der Geschichte der eidgenössischen Freiheitskämpfe.

Wer immer nach Katalonien kommt, erlebt augenscheinlich, wie sehr dieses Land ein Bindeglied ist zwischen Spanien und Frankreich. Wie Frankreich, ist es ein Land der selbständigen Bauern mit gleichzeitig stark entwickelter Industrie. Es besitzt die größte internationale Hafenstadt Spaniens. Es weist alle Vorzüge und alle dunklen Schatten der modernen Industrie auf, die im übrigen, noch stark vorkapitalistischen Spanien, fehlen.

Katalonien ist weniger als irgend ein anderes Gebiet der Republik vom Krieg betroffen. Seine Arbeit geht ungestört fort. Sein Leben ist nicht so bedroht, so leidvoll wie das der Va-

lencianer, Andalusier, Madrider. Katalonien hat noch Raum und Nahrung und relative Sicherheit für viele. Darum ist es ein Asyl geworden für viele Flüchtlinge. Und es bietet ihnen eine großartige Gastlichkeit.

Wir haben die große Aufnahme-stelle der Flüchtlinge gesehen auf dem Ausstellungsgelände in Barcelona. Dort, wo vor neun Jahren die Weltausstellung europäische Besucher sammelte, hat man das Riesenstadion für die Flüchtlinge bereitgestellt. Das ist kein Heim, aber es ist eine Gaststätte, wo sie sich erst einmal sammeln können, ausruhen, fassen, wieder zu Menschen werden.

Von dort werden sie verteilt auf die Dörfer und kleinen Städte des Landes. Dort versucht man ihnen Arbeit zu schaffen, Existenzmöglich-

Das ist wie ein Symbol. Wer hören kann — und will, der höre!

Korrektur zu nebenstehendem Bildertext: Es soll heißen 80% Analphabeten statt 8090.

keiten, einen Boden, auf dem sie gedeihen können. Und die Kinder, vor allem die verwaisten, von ihren Familien getrennten, deren es Tausende gibt, sammelt man in Heimen, die man so schön gestaltet, wie nur Liebe und Opferbereitschaft es vermag.

Wir haben Heime in Barcelona gesehen, die so schön waren, wie der Traum eines liebevollen Mutterherzens. Was immer das schöne Land zu bieten vermag ist hier bereitgestellt für die unschuldigsten und hilflosesten Opfer dieses furchtbaren Krieges.

Aber es sind Tausende von Kindern zu versorgen. Die sendet man hinaus ins Land, und vor allem hinaus in die wundervolle Alpenwelt der Pyrenäen.

Auch dort sind sie nicht in völliger Sicherheit. Wir haben alle gelesen von dem Luftbombardement auf die französische Grenzstation Puigcerda.

Puigcerda ist ein kleines Landstädtchen, mitten in einem wunderschönen grünen Alpental gelegen. Dort haben sich seit einem Jahrzehnt die reichen Grundbesitzer und Kaufleute von Barcelona ihre Sommervil-

len gebaut, Villen, die mit allem Komfort von Bädern, Warmwasser, Gas und Elektrizität ausgestattet sind; wahre kleine Privatsanatorien, in schönen Gärten und mit der Aussicht in die wundervolle freie Gebirgswelt. Diese Häuser stehen jetzt leer. Und aus ihnen sollen Kindersanatorien und Kinderhäuser werden.

Es gibt einen utopischen Roman des Engländers Wells. Darin schildert er, wie ein zur Vernunft gekommenes Europa alle seine schönsten Gebirgsgegenden in große Kinderheime umwandelt, und welch herrliches Leben, welche gesunde Entwicklung die Kinder in dieser schönen Freiheit finden.

Das republikanische Spanien versucht mitten in seinem heißen Existenzkampf so etwas für seine heimatlos gewordenen Kinder aufzubauen.

Neben einer ganzen Reihe von Heimen der Ayuda Infantil ist in Puigcerda auch von einer Schweizer Organisation ein Sanatorium für kranke Kinder eingerichtet worden.

Wie alle Heime hat es Mühe, zu bestehen. Um seine Existenz sicherzustellen, suchen wir Patenschaften für seine Schützlinge. Mit fünfzehn Franken pro Monat ist die Existenz eines Kindes gesichert. Die sozialistischen Frauen der Schweiz übernehmen die Betreuung von 25 Kindern. Auch alle anderen Heime sind herzlich dankbar für Uebernahme von Patenschaften. Jeder «Pate» erhält die Lebensgeschichte des Schützlings sowie ein Photo seines Schützlings, sowie einen monatlichen Bericht; er kann natürlich seinem Patenkind auch schreiben und erhält Briefe von ihm.

## Kleine Schlingel aus Andalusien

Ohne Schulunterricht, ohne Fürsorge wuchsen sie auf. Vor der Erklärung der Republik im Jahre 1931 gab es im Süden 8090 Analphabeten; trotz der Gründung von 13 000 Primarschulen in 2 1/2 Jahren gelang es der Republik noch nicht, alle verwahrlosten Kinder zu erfassen.





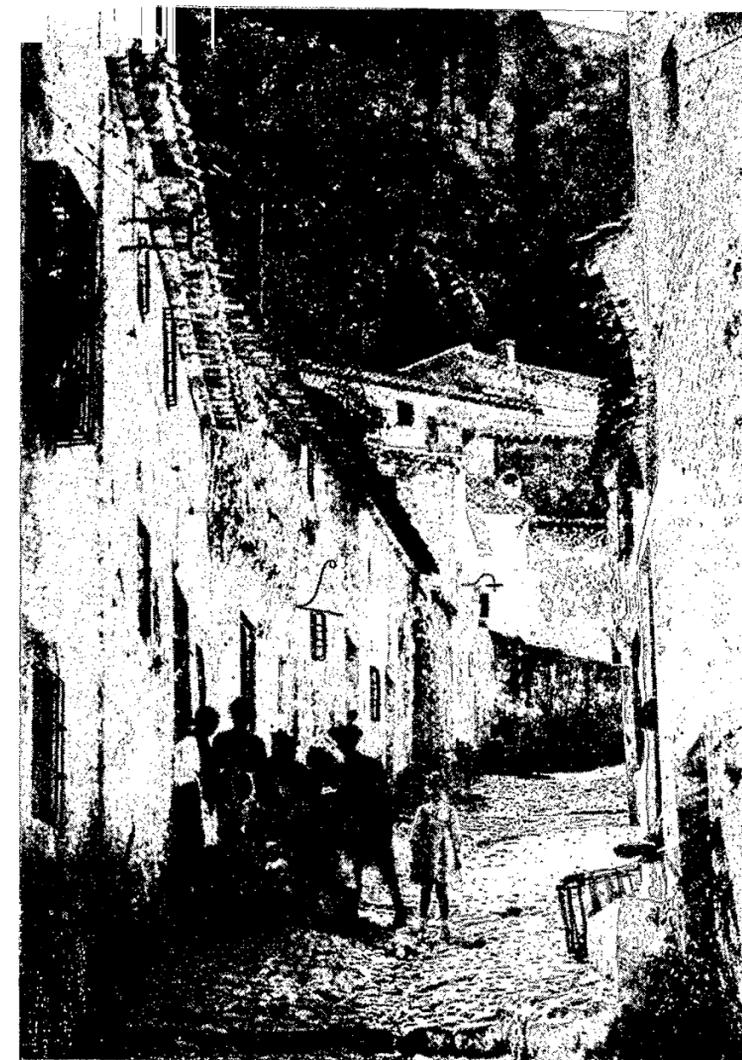
menschlicher Behausungen in Estremadura doppelt bedrückend.

Nicht minder mannigfaltig als seine geographischen Verhältnisse ist die Geschichte des Landes. Die iberischen Ureinwohner haben schon in frühen vorchristlichen Jahrhunderten zunächst an der Ostküste griechischen und später römischen Kolonisten weichen müssen; prächtige Bauwerke: die Kastelle von Sagunt, Jerida und viele andere; die berühmte römische Wasserleitung in Avila und nicht zuletzt eine große Anzahl von Städtenamen weisen auf diese Zeit zurück. Zur Zeit der Völkerwanderung, zu Beginn des fünften Jahrhunderts, wurde die Halbinsel — zusammen mit dem Süden Frankreichs — von verschiedenen germanischen Stämmen erobert, die ihrerseits wieder im siebenten Jahrhundert von den Arabern verdrängt wurden, die, bei Gibraltar über die Meerenge setzend, langsam gegen die Pyrenäen vorstießen, diese überschritten und dann Südfrankreich

**Der innere Hof eines Bauernhauses im Süden**

überschwemmt, bis ihnen bei Poitiers Karl Martell, der Großvater Karls des Großen, das weitere Vordringen endgültig wehrte. Während der mehrere Jahrhunderte dauernden Besetzung durch die Mauren ist die iberische Halbinsel aufs nachhaltigste von deren Kultur beeinflusst worden. Herrliche Bauwerke in Malaga, Cordova, Sevilla und anderen Städten, der Baustil vieler Kirchen an der ganzen Ostküste, die Bauart der Häuser bis in die Ebrogegend hinauf, legt von ihrer Wirkung Zeugnis ab; die Ostküste, die ein einziger wunderbarer Garten ist mit reichen Orangen-, Oliven- und Dattelhainen, ihren Reis- und Getreidefeldern, verdankt ihren Reichtum den arabischen Bewässerungsanlagen, die heute noch in Funktion sind; Reichtum schaffende Gewerbe — Cordoba mit seiner Lederfabrikation, Toledo mit seiner Stahlproduktion, seinem berühmten metallurgischen Kunstgewerbe und vieles andere mehr — gehen in ihrem Ursprung auf arabischen Kunst-

**Straße in einem Pyrenäendorf**



## Das Land

Nicht nur Katalonien ist ein Gebiet für sich; die ganze iberische Halbinsel ist sowohl in geographischer als in geschichtlicher, wirtschaftlicher wie kultureller Hinsicht ein Gemisch größter Gegensätze; gegenüber dem hochentwickelten, industriellen Euzkadi (Baskenland) und Asturien machen die südlichen Provinzen Andalusien und Granada mit ihrer großen Anzahl von Analphabeten, ihren mittelalterlich-feudalen Besitzverhältnissen den Eindruck eines fast orientalischen Landes. Im Vergleich zur üppigen Vegetation der ganzen Ostküste mit ihren sauberen, schönen Städten und Dörfern wirken die kahle Armut der kastilischen Hochebene, die unglaubliche Dürftigkeit

**Höhlenwohnungen im 20. Jahrhundert**



fleiß zurück, ganz zu schweigen von der Beeinflussung bedeutender Wissenschaftszweige — Medizin, Mathematik, Astronomie — durch die Mauren.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts war Spanien das mächtigste Reich der Erde; mit Recht konnte Karl V. sagen: In meinem Reiche geht die Sonne nie unter. Die Inquisition, die Verfolgung und Austreibung der Protestanten und Juden hat nicht nur den weiteren Aufstieg gehemmt, sondern das Land in seiner Entwicklung um Jahrhunderte zurückgebunden. Was wir heute erleben, ist der gewaltige und verzweifelte Versuch eines intelligenten, aber mit Gewalt unwissend gehaltenen Volkes, diese Jahrhunderte der Knechtschaft und der mittelalterlichen Besitzverhältnisse zu überspringen und sich in die Reihe der demokratischen fortschrittlichen Staaten einzugliedern.

**Pyrenäendorf**



Höhlenwohnungen und ihre  
Bewohner und einige Kilo-  
meter davon entfernt . . .

Dorf in der  
Estremadura



die luxuriösen, über-  
ladenen Paläste der  
Großgrundbesitzer



Der Innenhof des Palastes  
des Infanten in Guadalajara

# Was wir wollen!

Spanien ist den Allermeisten ein unbekanntes Land. Heute, wo es einen schweren Kampf durchkämpft, werden die abenteuerlichsten Geschichten erzählt und geglaubt.

In Spanien leben Menschen, leben Kinder in schwerster Not. Sie bedürfen unserer Hilfe. Wir aber, alle europäischen Völker, bedürfen der Erkenntnis dessen, was in Spanien geschieht, um unser Gewissen nicht mit der schweren Schuld der Gleichgültigkeit zu belasten, um nicht der Verdammnis derer zu verfallen, die ihre Menschenbrüder und besonders «eines dieser Geringsten», die Kinder, in schwerer Zeit im Stich lassen.

Schweizer menschlicher Gesinnung haben ein Hilfskomitee für Spanien gebildet. Die ersten Hilfsendungen sind abgegangen. Vier Schweizer Camions versehen ihren Rettungsdienst, wie an anderer Stelle dieses Heftes bereits berichtet wurde. Junge Schweizerbürger dienen hier, wahre Zivildienstmenschen, der brüderlichen Gemeinschaft aller Völker.

Andalusischer Bauer trinkt Wein aus dem Ziegenfellschlauch



Aber das kann nur ein Anfang sein. Es gilt mehr zu helfen. Diese Hilfe aber lohnt sich. Denn es geht hier um liebenswerte Menschen, um ein tapferes Volk, um Kinder, deren junge kraftvolle Begabung Großes verspricht für die Zukunft.

Die Formen der notwendigen Hilfe sind durch die in diesem Heft geschilderten Verhältnisse vorgezeichnet. Es ist nötig:

1. daß eine Anzahl Menschen Patenschaften über spanische geflüchtete Kinder übernehmen. Mit fünfzehn Schweizerfranken ist der Unterhalt für einen Monat gesichert.

2. Wir müssen dazu beitragen, daß der Evakuationsdienst weiter arbeiten kann. Es wäre äußerst wünschenswert, daß ein weiterer Camion angeschafft werden könnte, der vor allem die schwangeren Frauen aus Madrid führen müßte. Ein solcher Camion müßte bequemer karossiert sein als die Wagen für die Kinder.

3. Wir brauchen Lebensmittel, um die Leiter der Refugios und der Kinderheime instand zu setzen, die großen

Alte Heidengräber im Baskenland

Scharen der ihnen anvertrauten Flüchtlinge zu ernähren. Wir brauchen dringend

**Kondensmilch  
Pulvermilch  
Zucker  
Kindermehle  
Mehl  
Kochschokolade  
Kakao  
Fischtran  
Fleischkonserven  
Malz-Eierprodukte  
und andere  
Stärkungsmittel**

4. Seife. Es herrscht in Spanien ein vollständiger Mangel daran, sowohl unter der ansässigen Bevölkerung als unter den Flüchtlingen und in den Spitälern. Die Seuchengefahr ist daher groß, nicht nur für Spanien, sondern für ganz Europa.

5. Wir brauchen Wäsche und Kleider, sowohl zur Ausstattung der Flüchtlinge in den Refugios, wie zur Bekleidung der Kinder in den Hei-

men. Wir bitten auch um Spielzeug und Beschäftigungsmaterial, sowie um Bleistifte, Papier, Farben, Bilderbücher.

Wir bitten darum alle, die dieses Heft lesen: erkundigt Euch, ob in Eurer Ortschaft bereits ein Lokalkomitee der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder besteht; wenn ja, schließt Euch für die Sammlung von Lebensmitteln und Kleidern dort an. Wo noch keine solchen Sammelstellen bestehen, wendet Euch direkt an das Schweizerische Arbeiter-Hilfswerk. Dieses nimmt in seinem Sammelort Röschibachstraße 25, Zürich 10, dankbar alle Gaben entgegen. Es gibt ferner zugeschnittenen Stoff aus für diejenigen, welche Kleider und Wäsche nähen wollen. Ein besonderes Anliegen des Schweizer Arbeiter-Hilfswerkes ist das Militärspital in Onteniente. Es ist gegründet worden vom Internationalen Gewerkschaftsbund und der Sozialistischen Arbeiter-Internationale. Es beherbergt 1000 Schwerverletzte. Es fehlt

auch dort an Seife, an Männerwäsche und Socken, an Verbandstoff und Stärkungsmitteln für die Rekonvaleszenten, die auch für Gesellschaftsspiele und Beschäftigungsmaterial dankbar sind. Gaben für das Spital werden darum ebenfalls gerne entgegengenommen.

## Schlußwort

Während wir diese Zeilen schreiben, kämpft Bilbao mit seiner letzten Kraft gegen die Invasionsarmee. Zehntausende von friedlichen Menschen werden wiederum vernichtet. Und die Völker Europas schauen zu, machen sich mitschuldig.

Das Geringste, was wir tun können, um uns ein wenig von dieser Mitschuld zu befreien, ist, daß wir mit unseren Gaben helfen, das Allerschwerste an Verletzung von den Frauen und Kindern abzuwenden.



Niemandskinder aus dem Süden, die jetzt zum ersten Mal im Flüchtlingskinderheim ein geregeltes Leben kennen lernen.

Herausgeber: Schweiz. Arbeiterhilfswerk, Geschäftsstelle: Hönggerstrasse 80, Zürich, Postcheck VIII 24559.  
Die Geschäftsstelle erteilt gerne jede gewünschte Auskunft über die Möglichkeiten der Hilfe.



*Geborgen!*

Mit großem Ernst wird  
der neue Schuh probiert